<36605418200014

S

<36605418200014

Bayer. Staatsbibliothek

Th. W. deutsche. ps. 326.

P. O. germ
784-4

8)
9) 165
10) 187

4889. a.

S. 151

Wm Jury del. & sc.

Kleine Romane
und
moralische Erzählungen.

Von
August Lafontaine

Vierter Theil.

Dritte, verbesserte Ausgabe.

Berlin,
bei Joh Daniel Sander.
1804.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Kleine Romane
und
moralische Erzählungen.

Vierter Theil.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Die gefährliche Probe.

Karl Stein an Wilhelm Goldberg.

B***.

Nun genug geschwärmt, lieber Goldberg! Ich bin auf dem Kapitol gewesen, habe unter den Löwen des Heiligen Markus gewandelt, Paris hat das Glück gehabt, mich ein Jahr lang in seinen Barrieren zu behalten. Und was weiter? Nichts. Ich habe drei Jahre meines Lebens von den Schultern geschüttelt: das ist alles; und jetzt stehe ich auf eben der Stelle, wo ich vor drei Jahren stand, wahrhaftig nicht glücklicher, nicht um Einen heiteren Gedanken glücklicher. Oder wollen Sie das Glück nennen, daß die jungen Leute von meinem Alter mich mit einer Art von andächtiger Verehrung betrachten? daß die jungen Mädchen, wenn ich sie anrede, nicht sitzen bleiben, wie sie es wohl

Andern machen, sondern vor mir aufstehen, weil ich die Welt gesehen habe? Nun meinethalben! Ich rede auch von Italien, wie ein Andrer, mit einem Entzücken, das ich wohl gern in Italien selbst gefühlt hätte.

Mein Oheim, ein alter, wackerer, aufrichtiger Mann, übergab mir, als ich kaum eine halbe Stunde bei ihm gewesen war, die Rechnung von meinen Reisekosten. Er zeigte mit dem Finger auf die Summe, und fragte: „was hast du dafür Gutes mitgebracht?“ Sein Ton war so scharf, daß ich erröthete. Ich wußte in der That nicht recht viel zu antworten. Muß man denn, sagte ich lächelnd, immer mitbringen, blank und baar?

„Ja, um zu Buche zu tragen: hier! (er wies auf mein Herz) oder da! (er klopfte mit dem Finger an meine Stirn); sonst ist die Summe zu groß.“ Das war Alles, was er sagte, und ich freuete mich, daß ich so davon kam.

Gegen Abend bat er mich, ihn zu begleiten. „Auch ich,“ sagte er finster, „mache meine Reisen in die Welt und für die Welt.“ Auf der Vorstadt führte er mich in ein kleines Haus,

stieg eine schmale Treppe mit mir hinan, und öffnete ein Zimmerchen. Hier lag eine Kranke auf einem Bette, und daneben saßen zwei Kinder, mit bleichen Gesichtern. Am Tische nähete ein erwachsenes junges Mädchen, ebenfalls bleich und hager. Als mein Oheim herein getreten war, streckte ihm die Kranke, mit dem Ausdrucke der Dankbarkeit im Gesichte, beide Arme entgegen. Die Kinder sprangen auf, und reichten ihm die Hände; das Mädchen kam ihm entgegen, bot uns ein Paar Strohstühle, und setzte sich dann wieder an ihre Arbeit. „Ich habe Sie," sagte mein Oheim mit seiner rauhen Stimme zu dem Mädchen, „als Kammerjungfer in einem vornehmen Hause angebracht. Sie bekommen da so viel, daß Sie Ihrer Mutter abgeben können. Was fehlt, wird sich dann noch finden." Das Mädchen schwieg, und warf nur einen verstohlnen Blick auf die Mutter. „Nun?" fragte mein Oheim. Mutter und Tochter seufzten. „Es geht Ihnen nahe, daß Sie Sich trennen sollen," fuhr er rauh fort; „aber es ist nicht anders. Man muß tragen, was sich nicht ändern läßt." (Wieder Seufzer,

und keine Antwort.) „Für die Wartung und Pflege der Mutter will ich sorgen. Nun?" — Ich muß, da es nicht zu ändern ist, sagte das Mädchen. Wenn Sie so befehlen! . . . Ach, wird eine Wärterin — setzte sie hinzu, und küß-te ihrer Mutter die Hand — wird eine Wärterin meine Mutter lieben? Glauben Sie mir, Herr Stein, meine Mutter hat Liebe noch nöthiger, als Arzenei . . . O Herr Stein, ich wollte gern die halbe Nacht durch arbeiten, wenn ich hier bleiben dürfte! . . . Wer wird die armen Kleinen lieben? setzte sie weinend hinzu, und nahm beide Kinder an ihre Brust.

„Gutes Kind!" sagte mein Oheim, ein wenig sanfter. Aber sogleich fuhr er in seinem gewöhnlichen Tone fort: „Sie müssen wissen, was Sie thun. Ich wollte Sie wenigstens aus dem Elende retten." — Das Mädchen lächelte: aus meinem Elende? Das (sie zeigte auf die Kranke) ist mein Elend, daß ich meine Mutter nicht glücklich sehe. „Gutes Kind!" sagte mein Oheim wieder, und hob die Hand auf, als ob er sie ihr reichen wollte. „Nun, Sie mögen ja sehen, ob Sie so fertig werden. Wir

können noch warten; eine solche Stelle findet sich immer für Sie. Aber Ihre Rechnung, mein Kind, ist doch ein wenig allzu gering." (Er nahm ein Papier aus der Tasche.) „Der Mensch muß nicht verschwenden; doch, wie gesagt, das ist zu wenig. Hundert Thaler in einem vollen Jahre, und vier Menschen, von denen nur Einer arbeiten kann! Hier!" (Er legte dem Mädchen eine Rolle Geld in die Hand.) „Dies zur Pflege Ihrer Mutter, und davon verlange ich gar keine Rechnung. Hören Sie? Und von nun an lege ich wöchentlich zu, wie Sie das finden werden. Hundert Thaler in einem ganzen Jahre, und vier Menschen! . . . Wie viele Familien" (er wendete sich zu mir) „könnte man mit neun tausend siebenhundert Thalern, die mancher in drei Jahren verreist, glücklich machen!" (Das ist gerade die Summe, die meine Reise gekostet hat.)

Er stand auf, um zu gehen, und die vier Unglücklichen brachen in rührenden Dank aus. Nun wurde er weich, und ging eben darum desto schneller. Auf der Straße sagte er zu mir: „das sind meine Reisen in die Welt. Aber kein

Wort davon gegen irgend einen Menschen! Ich wollte dir nur zeigen, Karl, was ich, sein Geld zu Buche bringen, nenne. Du wirst doch, denke ich, manche Hundert Thaler von den neun tausend siebenhundert so zu Buche gebracht haben? Es wäre freilich besser, du hättest sie deinen Landsleuten gegeben; aber Mensch ist Mensch, und Gott wird nicht fragen: diesseits der Alpen, oder jenseits?" — Ich schwieg erröthend; denn ich hatte mir weder diesseits noch jenseits eine Summe so zu Buche zu tragen. In der That, ich schämte mich.

Und hat der alte rauhe Mann nicht im Grunde Recht? Als ich ihm erzählte, als er fragte, ich antwortete, und er endlich mit Kopfschütteln murrte: „greis't, wie eine Schwalbe, die wiederkommt, wie sie wegflog!" — konnte ich ihm widersprechen?

Er selbst hat große Reisen gemacht. „Aber," sagt er, „würdest Du es nicht lächerlich finden, wenn unsere Schützengesellschaft vor das Thor zöge, einer nach dem andern sich da hinstellte, und seine Büchse abschösse, ohne eine Scheibe vor sich zu haben? Und hast du nicht ohne

Scheibe nach der Scheibe geschossen? eine Reise ohne Zweck gemacht?" Das, lieber Goldberg, oder etwas Aehnliches, höre ich jetzt, so oft mein Oheim mich sieht.

Und — ich muß dazu schweigen. Denn was habe, was weiß, was bin ich jetzt mehr? Wie gesagt, ich stehe auf eben der Stelle, wo ich vor drei Jahren stand, und ärgere mich, daß ich meinem Oheim nicht eine Sylbe zu antworten weiß, wenn er fragt: „was willst du nun mit deinem Leben anfangen? Welches Ziel hast du dir gesteckt? Woran willst du deine Kräfte üben? Athmen ist nicht leben; handeln ist es!" — Wohl schon hundertmal habe ich den Gedanken gehabt, daß ein Pilger, der in seinem frommen Glauben von Loretto nach San Jago, und von da zum heiligen Grabe wallfahrtet, um seine Sünden zu büßen, besser daran ist, als ich. Er hat doch einen Zweck, auf den er seine Blicke richtet. Ich aber? Ich sehe in die vier Himmelsgegenden hinein, wie an die vier Wände meines Zimmers. Reiten, fahren und in Gesellschaft gehen, ist doch wahrhaftig nicht die Bestimmung des Lebens.

Am Ende werde ich wohl noch dem Rathe meines Oheims folgen, auf das Land ziehen, meinen Acker bauen, und, was er fodert, eine Anzahl unglücklicher Menschen glücklich machen. Adieu.

Derselbe an Denselben.

B***.

Heirathen? Ich weiß wohl, daß ich einmal heirathen muß; alle Welt thut es ja. Mein Oheim mag auch hierin nicht Unrecht haben. Mir entfuhr einmal die Aeußerung, ich würde ledig bleiben. Er runzelte die Stirn, und sagte: „ledig bleiben? Ich mag nicht einmal fragen, warum du das willst, junger Mensch. Aber das wirst du doch zugeben müssen, daß jeder Mann, der eine Frau oder Töchter hat, dich eigentlich sollte zwingen können, zu heirathen."

Wie so? fragte ich.

„Nimm den Fall an, Karl, daß sich hier hundert Familien, die nichts hätten als ihre Hände, niederließen und das Land rings umher

zum Ackerbau und zur Viehzucht unter sich vertheilten. Nun wollte man auch Samen und Vieh vertheilen; aber einer der Hausväter erklärte: gebt mir kein Vieh, keinen Samen; ich will nicht ackern und Vieh hüten. Meinst du nicht, daß die Andern das Recht hätten, ihn wegzujagen, oder ihn zu zwingen, daß er sein Feld bestellen müßte?"

Wie so, lieber Oheim?

„Würde nicht dieser Mensch, um zu leben, stehlen? Du willst nicht heirathen. Nun wohl! Aber da solltet Ihr, du und deinesgleichen, von Staatswegen außer Stand gesetzt werden, Räuberei zu begehen. Es mag euch Gelbschnäbeln, wenn Ihr Vermögen habt, bequem dünken, eure Wirthschaft so ohne Aufseher, ohne Kontrolle, zu treiben; denn das ist es doch, warum Ihr Euch vor dem Heirathen fürchtet. Freilich leidet ihr eure Strafe dafür. Ihr Thoren bringt euch muthwillig um den Himmel auf Erden, um ein Herz, das nur Euch liebt. Aber ein Mensch, der die Ruhe Anderer achtet, und Andern Rechte zugesteht, sollte schon allein darum heirathen."

Wenn ich ein solches Herz, das mich allein liebte, zu finden wüßte!

„Du hast dich wohl schon darnach umgesehen? . . . Es will gesucht seyn. Hast du?" Das wohl nicht; aber ich hätte doch auf eins treffen müssen, nur auf Eins.

„Auf keins, sag' ich. Wie könnt Ihr das? Sag!"

So müssen diese Herzen selten seyn. Ich habe Bekanntschaft genug unter dem weiblichen Geschlechte gehabt.

„Hm! welche aber? Lieber Gott, da macht ein Mädchen das Fenster auf, sieht dem lockern Burschen nach, und dankt, wenn er den Hut abnimmt, mit einladenden Blicken. Oder es hüpft, plaudert und singt ein Mädchen in Gesellschaft um euch her. Da spannt Ihr die Segel auf, und es geht rasch hinterdrein. Das Mädchen zeigt euch ein Paar runde Arme, eine hübsche Brust; und nun seyd Ihr verliebt, bis die Kokette des Spieles überdrüßig ist, und neue Eroberungen machen will. Dann fallen euch die Schuppen von den Augen; dann ruft ihr: die Ungetreuen! Ich mag nicht heira-

then! — Warum übersehr Ihr die stille Unschuldige, die kein Fenster aufmacht, um den Männern Blicke nachzuwerfen, die mit ihrer Brust voll treuer Liebe ruhig wartet, bis ein Mann kommt, der ihres Herzens werth ist? Wären wir Männer nicht sinnlich, die Mädchen würden nicht kokett seyn. Wollust ist unser, Gefallen des Weibes Genuß; und beides ist der Keim der Liebe: Beides zieht zusammen, Mann an Weib, Weib an Mann; Beides wird Liebe, eins durch das andere, und die Frucht der Liebe ist Treue. Aber da sieht der wollüstige Mann sich um, wo leichtes Spiel für seine Sinnlichkeit seyn möchte. Er findet leichtes Spiel, weil er nicht mehr verdient; und so hält er das Weib für sinnlich, weil er selbst es ist. Nicht wahr, das ist dein Fall? Du begreifst nicht, wie du einem Weibe treu seyn kannst; und eben darum kannst du auch nicht begreifen, wie ein Weib dir treu seyn könnte. Wie das Herz, so der Lohn! Euch, und vorzüglich, verdiene Liebe!"

Das sagte mein Oheim; und — vielleicht hat er Recht, so zu reden: denn meine Tante

ist eine vortreffliche Frau, die zwar in Gesellschaften keine Rolle spielt, aber die schönsten häuslichen Tugenden hat.

Freilich, man will nicht aus der Welt; und möchte man gern so glücklich seyn, wie es mein Oheim ist, so müßten manche Ideen aufgegeben werden, die fest in der Seele verwachsen sind. „Bei einer Heirath," hörte ich dieser Tage meinen Oheim sagen, „fragt man nicht nur, was man allein fragen sollte: werde ich mit diesem Weibe glücklich seyn? sondern auch: wird mich die Welt mit diesem Weibe für glücklich halten? und das ist der Teufel, der die Hälfte der Ehen um alle Freude bringt!" Wahrhaftig, er hat nicht Unrecht.

Könnte ich ein Herz finden, wie er meint! Aber, was er stille Unschuld nennt, ist oft nur Einfalt oder Blödigkeit; und diese sind am leichtesten zu verführen. Nein, mein Lieber; ich müßte ein Herz erst sehr genau prüfen, ehe ich ihm arglos mein Glück anvertrauete.

Mein Oheim ist in der That ein sehr edler Mann. Seine rauhe Außenseite ist ein Zaun von Dornen und Steinen, der einen fruchtba-

ren Garten voll Segens und himmlischer Ruhe einschließt. So eben komme ich von der Familie, zu der er mich neulich führte. Die Hülfe, die er den Unglücklichen leistet, ist das Wenigste, was er für sie thut. Doch das im nächsten Briefe.

Aber warum erst im nächsten? Habe ich Zeit, meine Thorheiten zu erzählen, warum nicht auch die Tugenden meines zweiten Vaters? Heute ging ich von ungefähr durch die Vorstadt, wo die Unglücklichen wohnen. Ich hatte sie gänzlich vergessen — o, wie leichtsinnig man seyn kann! — gänzlich vergessen; und der Eindruck, den sie auf mein Herz gemacht, war doch so mächtig gewesen. Eins von den Kindern saß in der Thür. Ich sah es nicht, und wäre vorübergegangen. Der Knabe aber erkannte mich, stand ehrerbietig auf, und reichte mir die Hand, wie er sie meinem Oheim zu reichen gewohnt ist.

„Ah, sieh da!" sagte ich, als ihn erkannte. „Was macht deine Mutter?" — O kommen Sie! sagte das Kind: sie ist heute aufgestanden! heute zum ersten Male! Achme ist auch

so froh! — „Achme? wer ist das?" — Meine große Schwester kennen Sie nicht? die gute Schwester Achme, die uns Alle ernährt? — Der Knabe machte große Augen, wie ich so einfältig fragen konnte; und dabei zog er mich am Rocke in die Thür, führte mich die Treppe hinauf, und erzählte noch immer von Achmen.

Ich fand die Mutter außer dem Bette, und die Tochter in Freudenthränen. Die Mutter hatte ihr jüngstes Kind, ein vierjähriges Mädchen, zum ersten Male seit zwei Jahren wieder, auf dem Schooße; und so wie ich eintrat, warf sich der Knabe mit einem Freudengeschrei ihr in den Arm. — Wie glücklich sind die Unglücklichen! Wo findet man unter den Glücklichen diese feste Anhänglichkeit an einander! Ist es nicht, als ob die Tugend das Eigenthum des Elendes seyn sollte?

Erst jetzt dachte ich daran, daß ich hier war, ohne eine Ursache angeben zu können. Ich entschuldigte mich, und erzählte, daß der Kleine mich genöthigt habe, Zeuge ihres Glückes zu seyn. Man hörte mich nur so halb und halb; Aller Blicke waren auf die Mutter gerichtet.

Ich fing endlich von meinem Oheim an; und nun bekamen die Zungen Leben. Man überschüttete mich mit seinem Lobe. Wir geriethen in ein Gespräch; und ich erfuhr jetzt, was ich noch nicht wußte: daß Achme die Stieftochter der Frau ist. Auch erzählten sie mir, wie es gekommen sey, daß mein Oheim sie unterstützt habe.

Der Vater, ein Kaufmann in H**, machte einen Bankerott, an dem besonders die Verschwendung seiner Frau Schuld war. Noch kurz vorher, ehe der Bankerott ausbricht, borgen Mann und Frau von meinem Oheim eine große Summe, unter sehr scheinbaren Vorspiegelungen. Mein Oheim sieht ganz offenbar, daß man ihn hat betriegen wollen. Der Mann bringt ihn um das Geld, ohne sich dadurch zu helfen. Er wird gesetzt, und stirbt im Gefängniß. Mein Onkel erfährt von den näheren Umständen weiter nichts, als was ihn persönlich angeht. Die Frau zieht hierher nach B***, wo sie Unterstützung von ihren Verwandten zu bekommen hofft. Ihre Hoffnungen schlagen fehl; und Mangel, Elend, macht sie krank. Die Tochter

(Joachime heißt sie) arbeitet Tag und Nacht; sie kann aber kaum genug zu den nothwendigsten Bedürfnissen erwerben. Das Elend nimmt zu. Joachime hört von der Gutmüthigkeit meines Oheims, und entschließt sich, ihn um Hülfe anzusprechen. Sie sagt es der Mutter; diese antwortet mit einem Seufzer, und erzählt dann der Tochter, wie sehr Herr Stein von ihnen beleidigt ist.

Auf einmal kommt Hülfe, wie vom Himmel. Eines Abends tritt ein Mann in einem Sürtout in das Zimmer, erkundigt sich nach den Umständen, giebt der Tochter Geld, verspricht ihr mehr, und hält Wort. Er sorgt für die Bedürfnisse der Familie, aber auch nur für die Bedürfnisse, und zeigt der Mutter, doch mit großer Menschlichkeit und Schonung, wie Verschwendung sie nach und nach in dieses Elend geführt hat. So macht er das Unglück für die Familie nützlich und wohlthätig. Er schafft der Tochter Arbeit, eröffnet ihnen die Aussicht, daß sie sich, wenn die Mutter erst gesund ist, werden ohne Hülfe ernähren können; und es gelingt ihm, bei der Frau den Wunsch zu erre-

gen, daß sie im Stande seyn möchte zu arbeiten. Der Unbekannte kommt selten, doch oft genug, um jeden neuen Schlag des Unglücks verhüten zu können. „Seine Lehren über Menschenglück und Menschenbestimmung," sagte Joachime hier mit glänzenden Augen, „sind mir nützlicher gewesen, als seine Hülfe. Von ihm habe ich gelernt, wie man Leiden tragen muß, ohne zu murren. Er hat uns Alle menschlich, wohlwollend und gütig gemacht." — Joachime will ihren Wohlthäter näher kennen; allein er verräth sich nie. Endlich geht sie einmal, um etwas zu ihren Arbeiten einzukaufen, in den Laden des Kaufmanns Stein; und sie erkennt in meinem Oheim ihren Wohlthäter. Auch er erkennt sie, giebt ihr einen Wink, daß sie schweigen soll, und besucht sie dann noch denselben Abend.

Die Mutter weint, als sie ihn nun kennt, bitterlich vor Reue und Beschämung. „Sehen Sie, Achme," sagt er zu Joachimen; „diese Thränen wollte ich verhüten: darum gab ich mich nicht zu erkennen."

Mutter und Tochter erzählten mir diese Ge-

schichte abwechselnd, aber Beide mit Thränen des herzlichsten, seelenvollsten Dankes. Und Sie wissen, Goldberg, daß solche Thränen ein weibliches Gesicht verschönern. Joachime sprach mit Stärke; ihre Augen, die sie sonst so bescheiden unter den langen braunen Wimpern verbirgt, funkelten in ihren Thränen mit überirdischem Feuer. Jetzt bemerkte ich auch, was ich das erste Mal gänzlich übersehen hatte: daß die Figur des Mädchens äußerst edel ist. Ich war innig gerührt; und da fühlte ich denn, daß ein junger Mensch, so leichtsinnig er auch seyn mag, doch ein offneres Herz hat, als ein alter. Sie verdienen, daß Sie glücklich werden, sagte ich, riß mein Taschenbuch auf, und zog eine Banknote hervor.

„Was wollen Sie, mein Herr?" fragte Joachime eilig. — Sie über den Mangel wegsetzen, edles Mädchen. (Ich drang ihr die Note auf.) — „Nein," sagte sie sehr ernst: „wahrhaftig nicht, mein Herr. Wir haben, was wir bedürfen; und nur der Reiche muß Ueberfluß haben. Ich bitte Sie, nehmen Sie das Papier zurück. Es gehöret Menschen, die unglücklicher

sind, als wir." Ich warf das Papier der Mutter in den Schooß, und verließ nun eilig das Zimmer.

Was sagen Sie zu meinem Oheim, was zu dem Mädchen? Nicht wahr, das sind Menschen! Adieu.

Derselbe an Denselben.

B***.

Mein Oheim hat mir meine Banknote ganz trocken wiedergegeben. „Wann wollt Ihr jungen Leute doch rechnen lernen!" sagte er, als er sie mir zureichte. Ich gab sie ihm eben so trocken wieder, und sagte: ist nicht mein! Er redete, oder vielmehr zankte, sie mir endlich wieder auf. „Du hattest," sagte er nun lachend, „deine Sache so gut gemacht, daß die Mutter Joachimen beinahe beredet hätte, das Geld zu behalten; aber glücklicher Weise kam ich dazu. Ich zog nun tüchtig los, sprach von jungen Laffen, die verschwenderisch gäben, weil ihnen das Herz weich würde, und am Ende es

wohl selbst brauchten. Da das noch nicht half (denn die Mutter hatte schon allerlei Plänchen mit der Summe im Kopfe), so hob ich ein Sprüchelchen an, daß ein junges hübsches Mädchen von einem jungen Gelbschnabel nichts nehmen dürfe. Ich sagte der Tochter auf den Kopf zu, daß du gewiß würdest ihr gegeben haben, und nicht der Mutter. Glücklicher Weise verhielt es sich so. Nun? sagte ich; sehen Sie wohl? Warum giebt es der junge Mensch Ihnen, und nicht Ihrer Mutter? Weil er sieht, daß Sie eine hübsche Figur haben, eine weiße Hand und ein Paar schöne Augen. Ihr Unglück hat den jungen Menschen nicht gerührt, sondern Ihre rothen Lippen. Ein junger Mensch, welcher giebt, bekommt dadurch das Recht zu fodern. — So sprach ich; und zuletzt machte ich ihnen das Herz so schwer, daß sie mich um Alles baten, dir das Papier wieder zuzustellen."

Das Alles sagte mir mein Oheim so heiter, als ob es Schmeicheleien gewesen wären. Es verdroß mich ein wenig. Gut, hob ich an, daß ich doch nun von Ihnen selbst weiß, wie ich es

machen muß, um den Leuten dies, und noch mehr dazu, in die Hände zu spielen. Er sah mich groß an, und schlug sich auf den Mund. „Höre, lieber Karl," sagte er dann auf einmal sehr treuherzig: „ich bitte dich, laß mir die Leute gehen! Wenn es auf Geld ankäme — meinst du, mir wäre eine solche Lumperei an's Herz gewachsen? Aber ich habe ein Plänchen mit der Familie. Die Frau, das weiß ich, ist noch nicht, wie sie seyn sollte; das Unglück muß erst ihr Herz von allen Schlacken rein machen. Gieb ihr das Geld auf einmal, so geht es wieder oben hinaus. Die Tochter ist freilich ein seelengutes Geschöpf, das muß wahr seyn; und die verdiente mehr, als den Bettel."

Nun, und dieses Mädchen soll leiden, weil die Mutter nicht viel taugt?

„Leiden! Was leidet sie denn? Sie arbeitet für ihre Mutter, und behilft sich für ihre Geschwister. Wenn du das Leiden nennst, was ist denn Tugend? Genug, sag' ich dir, sie sollen die Banknote haben, nur jetzt noch nicht. Gieb sie her."

Ich legte sie ganz phlegmatisch in mein Ta-

schenbuch, und sagte lachend: sie sollen das Papier haben, aber aus meinen Händen. Ich will doch sehen, lieber Onkel, ob denn nicht am Ende ein junges Mädchen lieber von einem jungen Manne nimmt, als von einem alten!

„Geld wahrhaftig nicht; eine Blume oder so etwas, ja. Aber bei Geld ist Vertrauen, und Tugend von beiden Seiten nöthig."

Ich schwieg, lachte, und ging dann. Er sah mir bedächtig nach, und rief noch hinter mir her: „das ist meine Strafe! Es geschieht mir schon recht! Warum habe ich auch einen Windbeutel zu meinem Vertrauten gemacht!"

Er hatte mir eine so feurige Lobrede auf Joachimen gehalten, daß ich neugierig wurde, sie näher kennen zu lernen. Diesen Morgen ging ich in die Vorstadt; aber — die Vögel waren schon ausgeflogen. Ich erkundigte mich, wo sie geblieben wären, und niemand wußte es. Ihre Betten und Möbel hatten dem Wirthe zugehört, und sie waren gestern Abend zu Fuß weggegangen. Nun konnte ich mir die listige, triumphirende Miene erklären, mit der mein Oheim mich gestern immer betrachtete. Ich ließ mir

nichts merken, erzählte ihm ganz ruhig, die Familie habe ihre Wohnung verändert, und nahm es als Wahrheit auf, als er mir sagte, er wisse nicht, wo sie geblieben sey. Es konnte nichts helfen, noch weiter zu fragen. Ich gönne ihm die Freude, mich überlistet zu haben. Indeß ist doch der Spaß mir selbst interessant geworden. Ich ließ heute Abend meinem Oheim durch meinen Bedienten nachgehen. Er führte den Menschen die Kreuz und die Quer durch die halbe Stadt, und kam nun sehr lustig und lachend zu Hause, weil er mich angeführt hatte. Lieber, guter Oheim, ich habe noch ganz andre Dinge herausgebracht! Aber ich will den Scherz fortsetzen. Er soll keinen Schritt thun, ohne meinen Julius hinter sich zu haben; und während dessen — Ich lache schon im voraus über die Bestürzung meines Oheims, wenn er erfahren wird, daß er der Betrogne in der Komödie gewesen ist.

Lieber Goldberg, dahin bin ich gebracht, daß mich ein so geringfügiger Scherz interessirt! Aber warum nicht? Ist nicht diese gutherzige Komödie wenigstens eben so viel werth, als

eine in der Maske auf dem Markus-Platze, wobei man vor dem Stilet eines Banditen nicht ganz sicher war?

Derselbe an Denselben.

B***.

Mein armer Onkel! Während er sich noch immer das Vergnügen macht, mit meinem Julius hinter sich, lachend durch die Stadt zu gehen, weiß ich Straße und Haus, wo Joachime wohnt. Es kostete meinem Julius nicht mehr als drei Gänge auf die Apotheke, wo die Arzenei für die Mutter geholt wird; und ich wußte alles. Nun siegelte ich eine Summe Geldes ein (freilich weniger, als die Banknote betrug, um meinem Oheim seinen Plan nicht zu verderben), und schickte sie durch die Post mit einem anonymen Briefe, angeblich aus H***, wo der Vater ehemals etablirt war, als eine alte Schuld an die Mutter.

So hatte ich meinen Willen. Mein Oheim, der ohnedies nur selten ausgeht, wurde von mei-

nem Bedienten in Respekt gehalten; er getrauete sich nicht hin, weil er Ihre Wohnung nicht verrathen wollte. Um den Spaß zu vollenden, ging ich zu Joachimen, und sie nahm mich in der That mit einer Art von Mißtrauen auf. Mein Oheim, sagte ich, ist nicht bei Ihnen gewesen, seitdem Sie hier wohnen. Er befindet sich nicht wohl, und ich komme, mich zu erkundigen, wie Sie und Ihre Mutter sich befinden. Sie hatten meinen Oheim erwartet; daß ich kam, schien also ganz in der Ordnung. Ich fand jetzt die Familie in einem reinlichen Stübchen, worin kein Bett stand, und zwar sehr einfach, aber doch besser als neulich, gekleidet. Die Mutter sagte mir sogleich: es sey ihr noch eine Summe von einem Schuldner ihres seligen Mannes eingegangen, und sie hoffe jetzt, das werde öfter so kommen. Es freuet mich, setzte sie lächelnd hinzu, und besah sich selbst; nun können wir doch wieder anständig erscheinen. Joachime nähete fleißig, und sagte zu dem Allen nichts; sie erkundigte sich nur nach der Unpäßlichkeit meines Oheims. Die nun verbesserten Umstände hatten indeß auch

auf sie gewirkt. Sie sprach mit mehr Sicherheit, und sehr gut; sie philosophirte sogar. „Wie der Mensch doch so seltsam ist!" sagte sie, als die Mutter hinausgegangen war. „Ein solcher Fall, wie die Bezahlung einer alten, schon längst vergessenen Schuld, ist so ungewöhnlich; und doch rechnet meine liebe Mutter noch auf zehn oder mehr solche Fälle. Alles Gute, was wir von Menschen oder von dem Himmel erhalten, ist uns nur ein Handgeld, daß wir von eben daher mehr erhalten müssen; und wir sind unzufrieden, wenn wir es nicht bekommen. Mit dem Unglück ist es auf der andern Seite wohl eben so; unsre Furcht ist das wahre Unglück!" Das Alles sagte Joachime mit einem so lieblichen Tone, mit einer so großen Innigkeit, daß es eine Freude war, sie nur reden zu hören.

Ich fand, daß mein Oheim nicht zu viel von ihr gesagt hatte, und — noch mehr als das: ich sah in ihrem Gesichte Züge der lieblichsten Schönheit, und bei dieser glücklichen Bildung so viele Unbefangenheit, so viele Demuth, als ob sie nie in einen Spiegel gesehen hätte. Ich

sagte ihr, was mein Oheim über den Charakter ihrer Stiefmutter geurtheilt hatte; und sie seufzte. Liebe Joachime, setzte ich hinzu; Ihr Schicksal bekümmert mich. Die Summe, die Sie mir zurückgeschickt haben, gehört Ihnen; sie liegt bei mir auf Zinsen. Lassen Sie uns einmal als ein Paar Menschen reden! Sie können einst eine Summe Geldes gebrauchen — warum soll ich es nicht ganz offen heraus sagen! — zu Ihrer Aussteuer, um etwas anzufangen. Sie sind nicht auf die Summe beschränkt, die Sie mir zurückgegeben haben. Ich bin Willens, einmal die Gerechtigkeit des Himmels zu vertheidigen, und die Tugend über die Sorgen hinwegzuheben. Rechnen Sie auf mich, als auf Ihren glücklichern Bruder, oder Ihren Freund im edelsten Sinne des Wortes.

„O, mein Herr!" sagte sie, in einem auffallenden Tone. Aber sie schwieg, weil die Mutter herein trat; und ich ging. Nach ein Paar Tagen kam ich wieder. Wir sprachen im Allgemeinen über ihren Zustand. Die Mutter beklagte, doch noch immer mäßig genug, den Verlust ihres glänzenden Lebens. Wir schwatzten

uns in ein vertrauliches Gespräch hinein. Joachime vergaß sich einmal, und sagte: „nichts hat mir so weh gethan, als der Verlust meines Klaviers. Doch jetzt," fuhr sie erröthend fort, „jetzt wäre mir ein Klavier zuwider." Sie mochte den Vorsatz, ihr eins zu schicken, in meinem Gesichte lesen; ich that indeß, als hätte ich ihre Aeußerung kaum bemerkt. Die Mutter fing nun an von Joachimens Stimme zu reden. Wir, Joachime und ich, suchten aber dem Gespräche auszuweichen, und ich nahm Abschied.

Natürlicher Weise war mein erster Gang zu einem Instrumentenmacher. Ich kaufte ein nicht prächtiges aber gutes Klavier, und schickte es Joachimen. Die Träger hatten Befehl, es durchaus dort zu lassen, und sie mußte es annehmen. Als ich das nächste Mal kam, hörte ich das Instrument schon vor der Thür; denn es hat einen sehr kräftigen Ton. Ich öffnete leise, und stellte mich hinter Joachimens Stuhl. Die Mutter war gerade nicht im Zimmer; aber die Kleinen verriethen mich. Joachime war in Verlegenheit. Ich nahm ihre Hand, und sagte:

soll das Wort Freundschaft unter uns nicht ohne Bedeutung seyn, so bitte ich Sie, verlieren Sie nicht eine Sylbe über ein Instrument, das Ihnen Freude macht, und das hier so ganz an der rechten Stelle steht. Sie sehen, fuhr ich fort, und nahm eine Flöte nebst einer Rolle Musikalien aus der Tasche: daß ich meine Zinsen von dem Kapitale ziehen will. Ich legte die Noten auf (Arien, mit einer begleitenden Flöte), und bat sie, mir das Vergnügen zu machen, auf das ich mich freuete. Sie sang auf mein Bitten, und so lieblich, so natürlich, so gefühlvoll, als ob ihre Seele auf den Tönen ihrer Stimme schwebte. Ich sang nachher ein Duett mit ihr; und — was ein Duett nicht thut! — von diesem Augenblicke an verlor sich das Fremde, das Scheue, das sie bis dahin gegen mich gehabt hatte. Heute lachte sie zum ersten Male, und scherzte sogar.

Eigenes Gefühl, und Achtung für das liebenswürdige, unglückliche Mädchen hatten an dem Allen eben so vielen Theil, als mein Plan, den Oheim zu überraschen. Die Ueberraschung war in der That sehr komisch. Es hatte mei-

nem Oheim bis dahin Vergnügen gemacht, meinen Julius immer die Kreuz und die Quer durch die Stadt zu führen; er that sich etwas darauf zu gute, listiger zu seyn als ich. Endlich aber wollte er doch in Ernst einmal wieder zu der Familie gehen, und Julius wurde ihm lästig.

Er nahm, als ich bei ihm war, seinen Sürtout, klingelte, ließ meinen Julius kommen, und sagte zu mir: „höre, behalte doch den Burschen eine Viertelstunde im Hause; sonst lass' ich die Thür hinter mir verschließen." Recht gern! sagte ich kalt. Julius, geh hinauf, und rühre dich heute Abend nicht aus deinem Zimmer! — Julius ging. — „Lieber Karl," sagte mein Oheim nun; „Motion habe ich ihm gemacht!"

Wie so?

„Unschuld! liebe Unschuld! Ein Blinder hätte ja merken müssen, daß dein Bursche mir auf den Fersen nachfolgen sollte."

Warum aber, lieber Oheim?

„Um zu erfahren, wo Joachime wohnt."

Nun,

Nun, die wohnt bei dem Uhrmacher Seiler in der langen Straße.

„Wie? das weißt du?" fragte mein Oheim bestürzt.

Was sollt' ich nicht! Ich besuche sie seit vierzehn Tagen fast täglich. Die Familie befindet sich wohl. Die Mutter braucht keine Arznei mehr; und Joachime — ja, lieber Oheim, Sie haben Recht: es ist ein vortreffliches Mädchen! Sie singt und spielt, wie eine Meisterin! Ich habe ihr ein Klavier geschickt.

Seine Bestürzung fing schon an sich in Lachen aufzulösen, und war höchst komisch. „Also weißt du alles?"

Alles, lieber Oheim.

„Also habe ich seit vierzehn Tagen mich selbst zum Besten gehabt?"

Seit vierzehn Tagen geh' ich bei der Familie aus und ein.

Es wurde ihm immer schwerer, das Lachen zu unterdrücken. „Warum chicktest du mir aber deinen Julius nach?"

Weil ich erst das Vertrauen der Familie haben wollte, ehe Sie wieder hinkämen, und

aufs neue von Gelbschnäbeln und Windbeuteln reden könnten. — Nun erzählte ich ihm, daß ich in seinem Nahmen hingegangen wäre, und endlich brach er in ein lautes Gelächter aus.

Ich mußte mit ihm gehen. Unterweges gestand er mir, daß er es mir nicht gegönnt habe, auch mein Scherflein zu dem Glücke dieser Familie beizutragen. Er entdeckte mir seinen Plan, Joachimen mit seinem ältesten Ladendiener zu verheirathen, und ihnen eine Handlung zu etabliren. Davon sprach er mit einer so innigen Freude, daß wir uns mitten auf der Straße umarmten. Nur der Ladendiener wollte mir nicht in den Kopf. Dieses feine, zarte, liebe Geschöpf die Frau eines Mannes, der freilich grundehrlich ist, aber auch nichts weiter! Ich sagte meinem Oheim ein Wort darüber. „Grundehrlich?" erwiederte er, und blieb stehen. „Was, zum Daus! ist dir das so wenig? Das ist der Stoff, aus dem Gott seine Engel macht. Nicht wahr, weil der Mensch nicht, wie du und deines Gleichen, von Philosophie und Versen, von Musenalmanachen und Litteraturzeitung sprechen kann; weil er lieber einer

armen Familie ein Almosen giebt, als auf ein Buch pränumerirt oder einen Beitrag zu Lessings Monument bezahlt, obgleich der Lessing ein Monument verdient, so groß und so schön es nur werden will: nicht wahr, darum paßt er nicht für Joachimen?"

Ich zog ihn weiter; denn die Leute sahen uns an. „Wenn dieser grundehrliche Mann Joachimen liebt," fuhr er fort, „so stehe ich dir dafür, die Liebe wird ihn so zart machen, wie es das Mädchen verdient. Hole doch der Henker eure Delikatesse und Humanität, wenn sie nicht aus dem Herzen kommt! Da seyd ihr, wie jener Straßenräuber, der jedes Mal, wenn er einem die Pistole vor den Kopf setzte, den Hut abnahm und sagte: ich bitte gehorsamst, erschrecken Sie nicht! So lange Ihr kalt bleibt, seyd Ihr human; fährt euch aber eine Leidenschaft durchs Gemüth, als die Eitelkeit, die Habsucht und so weiter: ja, dann kann kein Sänftenträger so plump seyn, als ihr Wort-Zarten. Liebe zu den Menschen, Demuth ist Zartheit; das Andre sind Narrenpossen."

So ging das in Einem fort, bis vor das

Haus hin. Joachime mußte ihm vorspielen und singen. Er äußerte weder Böses noch Gutes; man sah nur in seinen herzlich fröhlichen Blikken, welchen Theil er an dem Mädchen nahm. Und in der That, um Joachimens Geist zu beurtheilen, muß man sie mit meinem Oheim reden hören. Es ist, als ob sie dem ihre ganze Seele überließe. Das thut die Dankbarkeit. Sagen Sie, Goldberg, was müßte nicht erst die Liebe thun!

Wie komme ich doch auf dieses Wort! Zwar, kann ich es läugnen? Ich betrachtete sie den Abend, als sie mit meinem Oheim sprach, und gestand mir mit Herzpochen, daß sie schön ist, wie ich noch nie ein weibliches Geschöpf gesehen habe.

Derselbe an Denselben.

B***.

Mein Oheim hat meinen kleinen Betrug mit dem Briefe aus H*** und der Summe Geldes verrathen. Als er die Veränderung in der Klei-

dung der Familie bemerkt, fragt er, wie das zugehe, und erfährt nun die Geschichte mit dem Briefe. Er verlangt den Brief zu sehen, schickt auf die Post, läßt nachschlagen, woher der Brief ist, und bekommt zur Antwort: von dem nächsten Dorfe auf der Poststraße. Nun sagt er ganz bestimmt: „mein Neffe ist der ehrliche Schuldner ohne Nahmen.“ Als ich am folgenden Tage zu der Familie komme, fliegt mir Joachime mit den Ergießungen eines dankbaren Herzens entgegen. Sie wußte nicht, ob sie ihre Arme um mich schlingen sollte: das sah ich an ihrem Erröthen, an dem Niedersinken der Arme, die sie schon gehoben hatte.

Diese Röthe und diese Verwirrung machten sie so schön, daß ich mich nicht enthalten konnte, sie in meine Arme zu nehmen und an meine Brust zu drücken. „Liebe Joachime,“ sagte ich; „war es mir doch auf keine andre Weise erlaubt, dem Wunsche meines Herzens genug zu thun. Versprechen Sie mir, nicht allzu bescheiden zu seyn, so ist dies das letzte Mal, daß ich bei Ihnen Umwege gebraucht habe.

Lag es in meiner Umarmung, oder in mei-

nen Worten? — Joachime trat scheuer zurück, als jemals, und sah mich nur verstohlen an. Das Zutrauen zu mir, das sich vorher in ihrem Tone zeigte, schien auf einmal verschwunden zu seyn. Wir spielten; aber sie war so zerstreuet, daß sie aus dem Takte kam. Sie erwähnte meines Geschenkes mit keinem Worte wieder, und als ich ging, schien sie sogar kalt gegen mich zu seyn.

Sollte etwa mein Oheim? . . . Sie sehen, das Mädchen fängt an mich zu interessiren. Und warum nicht? Wenn dieses Mädchen den Ladendiener meines Oheims glücklich machen kann, warum nicht auch mich, der ich die Zartheit ihres Geistes verstehe, bei dem die Blüthe ihres Geistes sich ungehindert entfalten könnte! Ich fürchte, Goldberg, daß ich das Mädchen liebe; denn kann ich mich doch des Wunsches nicht erwehren, zu wissen, was sie auf einmal so kalt machte! Ich möchte sogleich wieder zu ihr gehen und sagen: Joachime, ich liebe dich; werde meine Frau! Es wäre in der That das Kürzeste, und — wer weiß, ob nicht auch das Beste! Denn wenn Ein Weib ein Herz hat,

einen Mann zu lieben, so hat es Joachime. Zu lieben! Ich Thor! Liebt sie mich denn? Sie würde Ja sagen, glaube ich? denn welches Mädchen hier in B*** gäbe mir nicht sehr gern seine Hand! Die Hand! Aber auch das Herz? Wie würde mein Oheim lachen, wenn er mich hier nachdenkend sitzen sähe, und weiter nichts vor mir, als ein Stückchen Papier, auf das sie ihren Nahmen geschrieben hat, um eine Feder zu probiren!

Ist man nicht ein Kind, lieber Goldberg! Warum wollen wir des armen Mannes spotten, der auf Wunder vom Himmel hofft, um seinen Entschluß zu bestimmen, da wir doch selbst von solchen Armseligkeiten abhangen. Ich ziehe ein Buch hervor, blättere, weil ich zerstreuet bin, und lese auf einmal die Worte: ils faisoient, selon les occasions, passer le noir pour le blanc, et le blanc pour le noir et il faisoient paroître sous un bel éclat les objets les plus affreux *). (Die Rede ist

*) Sie machten, wie es die Gelegenheit gab, das Schwarze weiß, das Weiße schwarz, und zeigten die häßlichsten Gegenstände in einem schönen Glanze.

hier von den Geschichtschreibern.) Das las ich; und — können Sie wohl glauben, daß von diesem Augenblick an eine Stimme in meiner Seele mir zuruft: sie wird dich betriegen! Ich lache mich selbst aus, erinnere mich an Joachimens Taubeneinfalt, an ihre Unschuld, an die Ausbrüche ihres gefühlvollen Herzens; und mitten unter diesen Gedanken murmele ich: sie machen das Schwarze weiß, das Weiße schwarz. Alle ohne Ausnahme sind Betriegerinnen; wehe dem Manne, der einer von ihnen trauet! Und — seltsam! — wohl schon zehnmal habe ich in demselben Buche geblättert, um eine Stelle zu finden, die Joachimen vertheidigen könnte.

Aber ich Thor! wird nicht die Zeit ihre Vertheidigung übernehmen oder meine Ahnung rechtfertigen? Wohl denn! Ich ziehe meine Segel auf, und steure vorsichtig der Zukunft entgegen. Betriegt sie mich, so verdiene ich, betrogen zu seyn; denn ich kannte ja die Weiber. Leben Sie wohl!

Derselbe an Denselben.

B***.

Mein Oheim ist mißtrauisch gegen mich. Ich sehe, wie viele Mühe er anwendet, mich von meinem Wege abzuleiten, ohne daß ich es merken soll. Er giebt mir zu thun, gerade wenn ich Willens bin, Joachimen zu besuchen. Sogar seinen ehrlichen Ladendiener hat er gegen mich anrücken lassen. Er möchte gern meinen Plan wissen, und ich will ihn nicht entdecken; denn seine Meinung von dem Mädchen ist so groß, daß er mich auf der Stelle verrathen würde, wenn er meine Empfindungen kennte. Und doch darf Joachime nichts wissen. Was ist leichter geheuchelt als Liebe! Mein Oheim glaubt das freilich nicht; der sagt: „alles ist nachzumachen; nur nicht die Liebe: sie hat ihren eigenen schönen Stempel, den die Natur selbst auf das kleinste ihrer Worte drückt.“ Guter Oheim! hättest du meine Erfahrung gehabt, du würdest das nicht sagen!

Der Ladendiener, Herr Meyer, ist da gewesen, und — geputzt wie ein Bräutigam. Sein

Erröthen beim Eintreten zeigte deutlich genug, daß er wußte, wozu er hier war. Er hielt eine kleine, gewiß auswendig gelernte, Rede, bei der er meistens Joachimen ansah, und worin er im Nahmen seines Herrn anzeigte, daß Er künftig die Geschäfte der Familie betreiben solle. Ich überließ ihm das Feld. Meine Gegenwart machte ihn verlegen; deshalb ging ich, sobald er seine kleine Rede geendigt hatte. Ohne Zweifel glaubte er, die Sache wäre schon ganz richtig; und — da sah er mich bei Joachimen am Klaviere sitzen. Meine Ehrerbietung gegen sie, die Art wie ich mit ihr sprach, mochte seinen Glauben ein wenig herabstimmen. Ich ging, damit er Freiheit hätte, sein Gewerbe anzubringen. Und er muß das nicht undeutlich gethan haben; denn am folgenden Tage war Joachime tiefsinnig, und der Mutter schwebte die Erzählung von einem Antrage des guten Herrn Meyer auf der Zunge. Sie gab mir sogar ganz deutlich zu verstehen, in welcher Absicht Herr Meyer da gewesen sey.

Ich stellte mich, als überhörte ich das, zog meine Flöte hervor, und bat Joachimen, zu

spielen. Die Mutter verließ uns. Joachimens ängstliches Blicken auf die Mutter, als diese im Begriff war das Zimmer zu verlassen, zeigte mir, daß hier etwas Verabredetes vorging. Wir spielten; dann plauderten wir, und ich brachte das Gespräch auf Herrn Meyer. Joachime schwieg dazu. Der Abend war schön. Ich that ihr den Vorschlag, eine Stunde am Flusse spazieren zu gehen; sie schlug es aber, wie natürlich, aus. Die Mutter, welche wieder herein gekommen war, nahm das Wort, und drang darauf, daß sie mit mir gehen sollte. Ich wiederholte meine Bitte, und Joachime bewilligte sie nun mit einer scheinbaren Leichtigkeit, aber doch immer verlegen.

Als wir unter den Linden längs dem Flusse hinauf gingen, erzählte ich ihr von meinen Reisen. Mit iedem Schritte, den wir thaten, nahm ihr Vertrauen zu, und sie ließ ihre Hand, die ich gefaßt hatte, in der meinigen liegen. Sie fing an zu plaudern, und zwar so herzlich, so innig, mit einer solchen Vertraulichkeit, daß es unmöglich erkünstelt seyn konnte. Ein schöner Abend: sagte ich. „O, ein äußerst schöner!"

fiel sie ein; „ich bin lange nicht so glücklich gewesen!” — In der That, Joachime? fragte ich, und sah ihr lächelnd in die Augen. Ich hoffe aber doch, daß meine Gesellschaft mit zu Ihrer Zufriedenheit beiträgt, so wie Ihre Gesellschaft für mich die ganze Schönheit des Abends ist?

Sie erröthete, und sagte weder Nein, noch Ja; dafür bemerkte sie die duftenden Linden, den hellen Fluß, den heiteren Himmel, die laue Luft, als ob sie das alles unter Schönheit des Abends verstanden hätte. Ich fing aufs neue an zu erzählen; und nach einigen Minuten heftete sie ihre Augen wieder auf mein Gesicht, ohne den Fluß, die Linden und den Himmel länger zu sehen.

Als wir wieder zurückkamen, fragte die Mutter freundlich: nun, hat Joachime Sie gut unterhalten? — Joachime warf ihr einen Blick zu, den ich wohl recht zuverlässig erklärt haben möchte: er schien mir Unwille, mit Scham gemischt. Sie that eine Frage, um das Gespräch abzubrechen. — Glauben Sie mir, es geht hier etwas vor, dem ich auf die Spur kommen muß!

Die Freundlichkeit der Mutter, die Verlegenheit der Tochter! Wie, wenn man Netze für mich aufstellte?

Joachime ging auf einige Minuten hinaus; und sogleich knüpfte die Mutter das abgerissene Gespräch wieder an. Sie gab mir heute noch deutlicher als gestern zu verstehen, daß ein Vorschlag für Joachimen im Werke sey, wenn diese Neigung habe, ihn anzunehmen. Dabei sah sie mich an, als ob sie die Frage erwartete: hat sie denn Neigung dazu? Ich schwieg aber, sagte Joachimen gute Nacht, und ging.

O gewiß, ich liebe das Mädchen! Das habe ich tief gefühlt, als sie an meinem Arme hing, als ihre weiche Hand die meinige drückte, und als ihr helles Auge so offen in das meinige hinein sah. Aber die Mutter! Will die mich betriegen, oder verräth sie mir, daß die Tochter mich fangen will? Es wird sich ja zeigen!

Joachime an Julien.

B***.

Meine einzige Freundin, ich schreibe dir unter stillen Thränen. Wenn meine Mutter aufsteht, müssen sie geweint seyn. Ich bin in einer drükkenden Lage. Es ist Liebe von meiner Mutter: das sage ich mir täglich wohl hundertmal; aber — muß denn die Liebe so quälen? Doch ich schreibe dir geschwind, was mir auf dem Herzen liegt; denn ich habe nur ein Viertelstündchen Zeit. Der junge Stein sezt seine Besuche noch immer fort. Er behandelt mich mit solcher Achtung, daß ich beinahe glauben möchte, was meine Mutter zuverlässig wissen will, daß er mich liebt. Ach, schon bei dem Anfange seiner Bekanntschaft merkte ich sehr wohl, daß er mich auszeichnete. Ich wußte, ehe es sein Onkel herausbrachte, daß von ihm die Summe Geldes kam, die ein alter Schuldner meines Vaters aus H*** geschickt haben sollte. Seine Güte rührte mich mehr, als ich dir sagen kann und als ich es meiner Mutter um alles in der Welt willen nicht sagen möchte. So wie

ich das einzige Wort von dem Klaviere hatte fallen lassen und nur einen Blick auf sein Gesicht warf, da wußte ich auch, daß er mir eins schicken würde.

Aber es ist mein Unglück, daß meine Mutter seine Neigung merkt. Sie weiß nun schon ganz gewiß, daß er mich heirathen wird, und macht schon Plane auf diese Verbindung hin. Es dauert ihr zu lange, ehe er sich erklärt, und sie legt es ihm mit Blicken und Anspielungen oft so nahe, daß mir alles Blut in die Wangen steigt. Das Einzige, womit ich sie noch zurückhalten kann, ist die Versicherung, daß ich ihm meine Hand nicht geben werde, wenn ich ihn nicht liebe. Aber, fragt sie dann sogleich: du liebst ihn doch, Joachime? „Nein!" sag' ich, so fest ich nur kann: „nein!" Dann klagt sie, jammert, daß ich so stolz bin, und fragt, auf wen ich denn hoffe, ob etwa auf einen Prinzen. O, ich Arme kann dir nicht sagen, wie sehr sie mit dem Allen mein Herz zerreißt! Von ihr, der Einzigen nächst dir, der ich so gern mein Herz recht offen zeigen möchte, — von meiner Mutter werde ich gezwungen, mich

zu verbergen, wenn ich nicht will, daß sie mich ihm anbieten soll, was sie so gern thun möchte.

Neulich bat er mich, mit ihm spazieren zu gehen. Meine Mutter sah mich mit großen Augen und einer flammenden Röthe an. Ich schlug es ab, wie ich auch mußte. Nun aber sagte sie — Ich willigte nur geschwind ein, ehe sie noch mehr sagen konnte. O, liebes Kind, ich war auf dem Spaziergange sehr glücklich; denn ich vergaß unter seinem Gespräche gänzlich, wie ich dazu gekommen war. Ach, hätte er mich gefragt, ob ich ihn liebte; — ich würde, glaube ich, haben Ja sagen müssen: denn er ist so gut, so edel!

Als wir zu Hause kamen, that meine Mutter eine Frage, über die ich heftig erschrak; und so war mir die kleine Freude wieder verbittert. Wenn er mich wirklich liebt, und wenn ich ihn wieder liebe (mein armes Herz pocht bei dem Gedanken heftig), so wird ja, denke ich, der Augenblick von selbst kommen, wo er es mir sagt. Ob ich es ihm je sagen werde? — —

Ach, gutes Kind, wenn er so arm wäre, wie ich, dann hätte ich ihm wohl schon lange gesagt,

daß

daß ich ihn liebe. Ein Glück, daß er so reich ist; sonst wüßte er schon Alles! Ich wollte meiner Mutter gern, gewiß sehr gern, sein Geld geben; es liegt etwas Erfreuliches in dem Gedanken, für den Geliebten zu arbeiten. — Meine Mutter weiß nicht, was Liebe heißt!

Da kommt jetzt auch ein Herr Meyer, ein sehr redlicher Mann, zu uns, und sie meint, der habe ebenfalls Absichten auf mich. Ich glaube es fast selbst, nach dem, was mir der alte Herr Stein einmal gesagt hat. Aber ich wünsche es nicht; denn — der Mann ist so redlich! Meine Mutter spottet wohl über ihn, und sagt dann doch: wenn es der Eine nicht ist, so ist es der Andre. O, wie kann sie das sagen! Wie könnte ich einen Mann so betriegen und ihm meine Hand geben, wenn mein Herz nur eine Minute lang in der Hoffnung, in dem Wunsche für einen Andern geschlagen hätte!

Du siehst, ich bin wirklich sehr gedrückt, liebes Kind; darum wirst du es nicht übel nehmen, daß ich in diesem ganzen Briefe nur von mir geschrieben habe. Ich wollte mich Anfangs erst eine Seite lang nach deiner Lage erkundi-

gen, von dir schreiben; aber ich konnte es nicht: mein Schicksal liegt mir so schwer auf dem Herzen! Sieh, da fangen meine Thränen wieder an zu fließen. Wäre er arm, wie ich, dann wüßte ich wohl, was ich thäte. Aber jetzt — Es würde das Beste seyn, ihn nicht mehr zu lieben. Wenn ich nur wüßte, wie ich das anfangen sollte! Ich stelle mich zuweilen kalt gegen ihn; aber das ist doch auch betriegen. Wenn er nur arm wäre, wie deine unglückliche Joachime!

Karl Stein an Wilhelm Goldberg.

B***.

Da sitze ich und plage mich wie ein Hypochondrist mit einem Wahne, mit dem Traum eines Traumes. Ich fodere von dem Mädchen, was dem Menschen vielleicht nicht gegeben ward: Liebe, die Liebe, welche jedes Herz in der Jugend einmal träumt, wie die Ahnung einer besseren Welt, die nichts kann als uns die gegenwärtige verekeln. Ich fodre eine Liebe, die

ich verlache, an die ich schon seit Jahren nicht mehr glaube. Was ist denn Liebe? Geschlechtstrieb, Sinnlichkeit! Wie entsteht sie? Bei dem Manne durch die Schönheit des Weibes: das ist das ganze Geheimniß. Nun denn! ich liebe Joachimen, weil sie schön ist; meine Begierden sind erwacht: nichts mehr. Ihr Geist thut weiter nichts, als daß er ihre Schönheit belebt; ihr Herz giebt meinen Begierden Sicherheit: das ist alles. Und in diesem Sinne, das will ich beschwören, liebt auch sie mich. Sie betrachtet mich verstohlen, mit brennenden Blicken; sie seufzt, sie erröthet, wenn ich ihren Leib umfasse. In unser Beider Herzen brennt der stille Wunsch, Eins zu werden, Mann und Weib zu seyn: das ist Alles.

Selbst ein Theil von meines Oheims System über die Liebe paßt hierzu. „Der Mann ist sinnlich, das Weib will gefallen." Wohl denn! er scheint Recht zu haben, da die Erfahrung bei allen Völkern der Erde es bestätigt. Die Schönheit des Weibes entflammt bei dem Manne Begierden. Diese zeigt er dem Weibe durch seine Huldigung, durch seine Liebkosungen.

Des Weibes Trieb zu gefallen ist befriedigt; sie ergiebt sich dem Manne, dem sie gefällt, dessen Jugend, Muth, Stärke oder Ansehen ihrer Eitelkeit schmeichelt und dem Gefühl ihrer Schwäche wohlthut. „Schönheit ist der Preis der Tapferkeit.“ Sagt das nicht Leisewitz? Wer es auch gesagt haben mag — es ist wahr. „Dabei hat das Weib keine Stimme.“ (Mich dünkt, das folgt in eben der Stelle.) Wieder wahr! Das Weib wählt nicht; es ergiebt sich. Man hat das, weibliche Schamhaftigkeit, genannt; ich glaube, mit Unrecht. Gefühl der Schwäche, Selbstgefühl, sollte man es nennen. Das Weib ergiebt sich dem Manne, weil der es beschützen kann; der Mann wählt das Weib, weil er es schön findet. Er ist wollüstig, sie eitel: das sind die Bande der Natur. Verhält es sich nicht so? Nun haben wir aber die Natur verdrehet, und noch ein drittes Band um die Bande der Natur her gekünstelt: ein Etwas, das nicht erklärt werden kann, weil es gar nicht existirt — die geistige Liebe. Da erhielt das Weib gleiche Rechte mit dem Manne, blieb nicht mehr sein Eigenthum. Es ist ein

Zwitter geworden, der seine Natur verläugnet, und die fremde Natur nicht annehmen kann. Bei den Alten lebte das Weib nur für den Mann, der Mann für den Staat. In die Weiberwohnung eingeschlossen (hier enger, dort freier, aber doch immer eingeschlossen), war es, was es seyn sollte: Weib des Mannes, Mutter seiner Kinder, und nichts mehr. Wie aber jetzt? Da sitze ich und bin mißmuthig, weil ich nie meiner Frau gewiß seyn kann. Sie will gefallen; warum nicht Mehreren als mir? warum nicht auch dann noch, wenn sie schon mein ist? —

Wer bürgt mir für die Liebe, die Treue Joachimens? Sie liebt mich jetzt: das weiß ich, und das ist natürlich; ich war der erste junge Mann, der sich um sie bewarb. Wird sich, wenn sie nun meine Frau ist, niemand weiter um sie bewerben? „Liebe!" sagt mein Oheim: „Treue!" Was heißt das? Ich frage, und niemand kann mir angeben, warum jene Weiber treu waren, und diese nicht. Wir, mein Oheim und ich, streiten alle Tage darüber, ohne daß einer den andern bekehrt.

Sehen Sie, lieber Onkel, sagte ich neulich; das ist ein vernünftiges Gesetz! Ich las ihm aus dem Herodot, den er sehr wohl kennt, die Nachricht vor, daß die Assyrier den Gebrauch gehabt haben, die schönen Mädchen öffentlich an den Meistbietenden zu verkaufen, und mit dem Gelde die häßlichen auszustatten. Ein weises Gesetz! sagte ich. Der Mann konnte durch den Preis, zu dem er seine Frau erkaufte, ihr zeigen, wie sehr er sie liebte; und das Mädchen wußte, wie sehr es gefiel. Da war alles in seiner Ordnung.

„Und sie kauften,“ antwortete er trocken, „was sie verdienten: nicht Weiber; nur Beischläferinnen. Wer kann ein Herz, wer kann Liebe kaufen? Ein Herz, Liebe und Treue sind der einzige Preis des Herzens, der Liebe und der Treue. Du wirst doch die Befriedigung der Wollust nicht für die einzige Bestimmung des Weibes halten? Du wirst doch die Liebe, das Wohlwollen des Weibes wenigstens für etwas rechnen?“ Ich bejahete das. „Dieses Gesetz aber,“ hob er triumphirend an, „mußte nothwendig das Weib bis dahin erniedrigen,

daß es sich nur für den Gegenstand der männlichen Wollust hielt. Die Assyrierinnen waren nichts, als was bei uns die öffentlichen Mädchen sind."

Ich läugnete das. Er nahm mir den Herodot aus der Hand, und las weiter: „diese Gewohnheit ist nicht immer geblieben; eine neue Sitte hat sie verdrängt. Denn da sie besiegt wurden und verarmten, so gebrauchte jeder aus dem gemeinen Volke seine Töchter, Geld mit ihren Umarmungen zu verdienen."

Nun? sagte ich lächelnd: eben das thun ja auch bei uns manche Arme; und wir kennen doch den Werth, den die Liebe des Weibes hat.

„Leider!" sagte er. „Aber bemerke: bei uns ist es eine Schande; bei jenen war es allgemeine Sitte. Herodot sagt: ein jeder. Er nennt es einen Gebrauch, den die Gewohnheit zu einem Gesetze gemacht hatte. Das war die Folge des Gesetzes, welches du so eben weise nanntest! Es erniedrigte die Nation zu den Thieren."

Nicht die Nation, nur ihren Pöbel, sagte ich. Herodot setzt bestimmt hinzu: jeder Ver-

armte aus dem Volke. Was läßt sich da auf die Reichen schließen?

„Schließen? Lieber Karl, Herodot hätte das nicht schreiben dürfen, um mich zu überzeugen, daß es so war. Aber auch die Reichern, die Bessern, wirst du in eben dem Abgrunde der Schande sehen." Er nahm das Buch, und las mir vor, daß jedes Mädchen sich einmal in ihrem Leben habe einem Fremden in dem Tempel der Mylitta Preis geben müssen. „Herodot selbst," fuhr er nun fort, „nennt das die schändlichste Gewohnheit, oder vielmehr das schändlichste Gesetz. Mich dünkt, es ist nicht schändlicher, als jenes, das du weise nanntest. Die Mädchen wurden für Geld Beischläferinnen der Männer: warum nicht auch einmal, um den Schatz des Tempels zu vergrößern, auf eine Stunde die Beischläferin eines Fremden? Ja, der Geschlechtstrieb ist da, und ist natürlich; aber Liebe, Treue, muß ihn veredeln: sonst sinkt ein Volk in die abscheulichste Schande. Es kann einer Nation kein größeres Unglück begegnen, als wenn bei ihr die Liebe nichts als Wollust ist. Diese Seelenliebe," — fuhr er

mit glänzenden Augen fort — „diese süße Schwärmerei, diese zarte feine Achtung, diese unschuldige, heilige Treue ist eine schöne duftende Blume, welche aus der häßlichen, in der Erde verborgenen Wurzel der Wollust hervorschießt; sie ist das Siegel des Himmels auf dem irdischen Körper, der Glanz, mit dem der unsterbliche Geist sein thierisches Leben bestrahlt. Wäre nicht Liebe, so würde auch keine Ehe seyn; denn die Ehe ist ein Hinderniß der Wollust, aber die Säugamme der Liebe und aller Tugenden."

So sprach mein Oheim mit einer entzückten Stimme, mit einem verklärten Gesichte. „Ich will hoffen," setzte er dann hinzu, „daß dein Herz, trotz deinem verkehrten Kopfe, kein Glück auf Erden empfinden wird, ohne hingebende, reine, treue und zärtliche Liebe. Das will ich hoffen, Karl. Sonst magst du dir eine Mätresse nehmen; und du wirst sehen, wie wenig die Wollust ist."

Nun wohl, es sey so! Und wie Er es sagte, fehlte nicht viel, daß er mich überzeugt hätte. Die Schönheit des Weibes mag es nicht allein

seyn: auch der Geist mag dazu gehören, die Schönheit mehr zu beleben; und das Herz, den Begierden des Mannes eine sichere Dauer zu verschaffen. Ja, die Liebe mag mehr seyn als Sinnlichkeit; aber — so belehre mein Oheim mich doch, wie ich erfahre, ob ich geliebt bin! — Da sitzt Joachime. Ihr Auge hängt an dem meinigen; ihr Blick flammt, ihre Hand zittert, wenn ich sie fasse. Kann das nicht auch die Kunst? Sie wird mir sagen: ich liebe Sie. Aber — gelogen oder wahr? Selbsttäuschung oder Wirklichkeit? Ich habe das Mädchen merken lassen, daß ich es gern sehe. Die Mutter ist meinem Herzen, oder wohl gar meinen Gedanken, auf die Spur gekommen. Ich bin reich. Könnte ich es Joachimen verdenken, wenn sie einmal seufzte, ohne etwas dabei zu fühlen?

Das ist es, Goldberg! Ich will Liebe, will mehr, als mein Oheim fodern würde, und verzweifle beinahe, es finden zu können. Liebte mich Joachime, wäre meines Oheims Behauptung kein Wahn, hätte ich das Herz dieses holden, lieblichen, seelenvollen Geschöpfes: o, ich wollte sie — nicht mit meinem Vermögen,

nein, um alle anderen Hoffnungen meines Lebens, kaufen, und glücklich seyn. Da stand sie gestern vor mir, und zupfte einen Knäuel Zwirn, den die Kleine verwirrt hatte, aus einander. Das holde, schöne Oval des Gesichtes, die frischen feinen Lippen, die sanften Rosen ihrer Wangen, die schöne Stirn, die schmalen gebogenen Augenbraunen, und über der Stirn das braune schöne Haar! Und dann hob sie von Zeit zu Zeit die frommen Blicke zu mir auf; ein liebliches Lächeln, oder nur die erste Spur des Lächelns, bewegte mit diesem Blicke ihre Lippen! Ach, theures Mädchen, könntest du so die verwirrten Gedanken meines Kopfes in Ordnung bringen, wie die Fäden! — O, ich mußte mich abwenden; sonst hätte ich mich vor ihr niedergeworfen, und gerufen: aus Barmherzigkeit, Mädchen! täusche mich mit deiner Liebe, wenn du mich nicht lieben kannst!

Derselbe an Denselben.

B***.

Ich habe nichts dagegen. Wer dieses kindlichen Glaubens fähig ist, der lebe seines Glaubens, und sey glücklich. Ich kann nichts als ihn beneiden. Was ich denn eigentlich will, fragen auch Sie, Goldberg? Himmel! auch Sie? Wie oft waren die gutmüthigen Ehemänner, die das Spiel ihrer Weiber sind, unser Spott! Soll auch ich das Spiel eines Weibes werden, und der Spott ihrer Anbeter?

Ja, Goldberg, ich liebe Joachimen von ganzer Seele. Für ihre Unschuld, ihre Treue, spricht bei mir nicht mein Oheim, nicht ihr offnes Auge, nicht die anspruchslose Einfachheit, die über ihr ganzes Wesen verbreitet ist, sondern mein eigenes Herz. Wenn es eine Ausnahme giebt, so ist es Joachime. Das sage ich mir tausendmal an jedem Tage. Aber was hilft es! Sobald ich allein bin, steht wieder der furchtbare Gedanke vor meiner Seele: sie betriegt dich; sie wird eine Liebe heucheln, die unmöglich ist!

Ich suche mit meinem Oheim in Streit zu

kommen, um mir nur meine Besorgniß von ihm ausreden zu lassen. Lachend sagte ich ihm dieser Tage mein Urtheil über die Weiber. „Karl," antwortete er ernsthaft; „es wird eine Stunde kommen, wo eben diese Meinung deine Marter ist!" (O, wenn er wüßte, daß diese Stunde schon geschlagen hat!) „Es ist die Strafe der Ausschweifungen," setzte er hinzu, „daß der Glaube an Tugend, Liebe und Treue der Weiber verloren geht. Der Wollüstling zittert selbst in den Umarmungen der innigsten Liebe vor Treulosigkeit. Die Liebe kann ihn in seinem Sinne glücklich machen, aber nicht ruhig." — Ist es nicht, als ob er in meinem Herzen läse, als ob das Schicksal ihn bestimmt hätte, mir mein Todesurtheil zu sprechen?

Wenn ich auch einmal heirathe, dachte ich; wohl! die Convenienz vergiebt meine Hand. Ich lasse meine Frau thun, was sie Lust hat, thue, was ich Lust habe, und wir sind Beide glücklich. Jetzt aber? Ich liebe mit unbeschreiblicher Gewalt; und schon jetzt quält mich die Eifersucht. Sie werden das lächerlich finden; aber es ist so.

Wenn Joachime mich nicht liebte! wenn sie mir ihre Hand gäbe, weil ich reich bin! mir Liebe heuchelte, die sie nicht fühlte! Das ist die Folter, die mich martert.

Ich bin entschlossen, fest entschlossen, mich nicht betriegen zu lassen. Es wird ja Mittel geben, ein weibliches Herz zu ergründen. Nur gut, daß mein Oheim, daß Joachime selbst noch nichts weiß! Ich will meine Rolle spielen, so große Mühe sie mir auch kosten wird. Muß ich nicht das Herz prüfen, dem ich das ganze Glück meines Lebens anvertraue?

Mein Plan ist gemacht. Ich will ihr mein flammendes Herz ganz offen zeigen; meine Handlungen sollen ihr sagen, wie sehr ich sie liebe. Kann ein Herz Liebe gewinnen, so muß ich die ihrige erhalten, so muß auch sie mich lieben. Das Wort Liebe werde ich nicht eher aussprechen, der Heirath nicht eher erwähnen, als bis ihr Herz völlig mein ist. Denn zeigte ich ihr die Ehe nur in der weitesten Ferne — wer sicherte mich, daß sie mir nicht Liebe heuchelte,

um meine Frau zu werden? Ich will ganz glücklich, ganz ruhig seyn, oder gar nicht. Keine menschliche Gewalt soll mir mein Geheimniß entreißen.

Wankt sie, dann bin ich unglücklich; aber dann weiß ich auch, daß ich auf diesem Wege das Glück nicht suchen muß: und bestimmt zu wissen, daß man so nicht glücklich seyn kann, ist schon die halbe Ruhe. — Wie es auch enden mag, ich bin kalt, entschlossen. Es soll, es muß so seyn. Leben Sie wohl!

Derselbe an Denselben.

B***.

Der Würfel ist geworfen, mein Freund, und nun bin ich um vieles ruhiger. Ich gehe alle Tage zu ihr. Den kleinsten ihrer Wünsche stehle ich aus ihrer Seele, und er ist befriedigt, ehe sie noch weiß, daß sie wünschte. Ich brachte ihr an ihrem Nahmenstage eine reiche Uhr mit. Sie weigerte sich durchaus, sie anzunehmen. Joachime, sagte ich in einem ernsten To-

ze; ich darf Sie doch fragen: sind Sie meine Freundin? — Ja, antwortete sie leise. — Nun, ich lasse unter Freunden kein Mein und Dein gelten. Von dem Augenblicke an, da ich fühlte, daß Sie meine Freundin waren, hatte ich nichts mehr, was nicht auch Ihnen gehörte. Ich begreife nicht, wie Sie Sich meine Frenndin nennen, und doch auf diese armselige Kleinigkeit einen Werth legen, den sie auch nicht einmal unter Fremden haben sollte. Ich, meine Freundin, würde, wenn ich etwas von Ihnen zu haben wünschte, ohne Bedenken zu Ihnen gehen und — Sie nicht darum bitten, sondern es von Ihnen verlangen. Soll größeres oder geringeres Vermögen — ein zufälliger Umstand, auf den Sie so wenig Werth legen, wie ich — soll das die Kluft seyn, die unsere Freundschaft scheidet, durch die wir einander fremd werden? Wäre ich arm, ärmer als Sie, ich würde, ohne mich zu bedenken, ohne zu erröthen, Ihnen die Freude machen, daß Sie mir von Ihrem Ueberflusse abgeben, daß Sie für mich arbeiten könnten, um mich zu erhalten. (Ihr Gesicht glühete bei diesen Worten, und ihre Augen funkel-

kelten; sie hob die Hände, als ob sie mir etwas sagen wollte. Ich schwieg; und sie schlug den Blick zu Boden.) Hätte ich eine Blume gehabt, als ich zu Ihnen ging, fuhr ich fort: — ich würde Ihnen die gebracht haben. Aber — ich hatte keine. Die Uhr ist Ihnen übrigens nützlich; Sie brauchen nun die Glockenschläge nicht mehr zu zählen. Oder, wenn Sie auch nur das mindeste Bedenken haben, so geben Sie die Uhr Ihrer Mutter. — „Darf ich?" fragte sie lebhaft. — Lieber Himmel! antwortete ich lachend; welche Umstände um eine solche Kleinigkeit! Ja, Sie dürfen; Sie sollen sogar, und es würde mir sehr lieb gewesen seyn, wenn Sie dem Zuge Ihres schönen Herzens gefolgt wären, ohne mich erst zu fragen. Die Uhr gehört Ihrer Mutter; und — diesen Händedruck nehmen Sie von mir zu Ihrem Nahmenstage.

— Sie hat die Uhr wirklich ihrer Mutter gegeben. Seit diesem Tage bringe ich ihr jedes Mal bald eine Kleinigkeit mit, bald etwas von Werth, und sie kann es nicht über sich gewinnen, etwas, das ich ihr anbiete, auszuschlagen. Aber — ein seltsamer Umstand! — Sachen von

Werth trägt sie nicht, und eine Blume, die ich ihr mitbringe, läßt sie an ihrer Brust verwelken. Diese Kleinigkeit hat etwas Zartes, Ungewöhnliches, in unser Verhältniß gemischt; und wenn das auch der einzige Genuß wäre, den ich hätte, so wäre er groß und angenehm genug, mich für alle übrigen Entbehrungen zu entschädigen. Sie ist meine Freundin. O, in diesem Worte liegt ein Himmel! Wie langsam schlürfe ich den Becher der reinsten Liebe, Tropfen für Tropfen, und den zweiten immer entzückender als den ersten!

Mit jedem Tage steigt ihr Vertrauen zu mir, und wir sind noch nicht weiter als bei dem Händedruck; ja, auch den entreißt ihr meine Liebe nur. Es bleibt etwas Fremdes zwischen uns, weil das Wort Liebe nicht ausgesprochen wird; aber gerade das giebt mir an jedem Tage einen neuen Genuß. Wäre sie meine Geliebte, — dann hätte ich sie jetzt schon an meinem Herzen gehabt, und ihre Lippen geküßt. Wir taumelten dann trunken von Minute zu Minute, von Genuß zu Genuß, bis sie meine Gattin wäre; und erst dann, wenn der Genuß die Be-

gierde bescheidener gemacht hätte, würden wir uns kennen lernen. Der Nahme Freundschaft hindert jede Trunkenheit der Sinne, und kühlt die Gluth der Liebe immer ein wenig ab. Doch in diesem gegenseitigen Verhehlen der Gefühle entfaltet sich der Geist; wir haben noch nicht das Recht, stumm neben einander zu sitzen, und Küsse und Händedrücke zu unsrer einzigen Unterhaltung zu machen. Joachime muß sprechen. So dringt die Liebe aus den Sinnen in den Geist, entfaltet sich unter dessen reger Bewegung, und nimmt seine Natur an: wie sich das unscheinbare Farrenkraut im belebenden Strahle der Sonne aus einander wickelt, immer höher steigt, und endlich die schönen Blätter, leicht und lieblich, rings im Kreise empor streckt, daß, wer es gestern sah, es heute nicht wieder kennt.

So lebe ich, mein Freund, bei der heitersten Freude, dem feinsten Genusse. Ja, sie liebt mich: das lese ich in dem Beben ihrer Brust, ihres ganzen Wesens, wenn ich in vergessendem Entzücken ihre Hand an meine Lippen drücke; das höre ich in dem zärtlichen Tone, womit sie meinen Nahmen nennt; das sehe ich in ihren

heitern, und doch ahnenden, auf mich gehefteten Augen, die sich langsam, ihr selbst unmerklich, mit seelenvollen Thränen füllen. Zuweilen will aber mein Entschluß dennoch wanken; ich möchte ihre zitternde Hand fassen, sie an dieses empörte Herz drücken und sagen: o, du Einzige! o, meine Geliebte!

Ein böser Dämon tritt zwischen diesen Wunsch und meine Seele. Nein, was es mir auch kostet — ich will den Triumph der Liebe ganz haben! Ja, wäre sie allein; dann! Aber die Mutter! Da sitzt sie uns gegenüber, lächelt so listig, und giebt jedem Gespräch eine Wendung, die nur zu deutlich ihre Unruhe über meine Absicht anzeigt. Sie behorcht mich so unverschämt, wenn ich einen Augenblick mit Joachimen allein bin. Ich kann beinahe mit jeder Minute die Frage erwarten: wann soll die Hochzeit seyn? So wendet sie sich, um das Gespräch dahin zu führen.

In so weit hat mein Oheim Recht, daß ich schon nicht mehr wünsche, Joachimens Liebe zu mir möchte Sinnlichkeit seyn. Ach, ich gäbe Alles, was ich habe, für die Gewißheit, daß

sie mich um meiner Seele willen liebte. O, wie glücklich würde ich seyn, wenn jene zartere Neigung, das Vertrauen zu meinem Herzen, ihren Busen höbe!

Mein Oheim hat das Podagra, und muß nun, wie immer, wenn es ihn anfällt, einige Monate zu Hause bleiben. Aber dennoch ist er aufmerksamer auf meine Schritte, als ich glaubte. Ich las ihm vor einigen Tagen auf sein Verlangen etwas vor. Er sah mich von Zeit zu Zeit aufmerksam an. Auf einmal legte er die Hand auf das Buch, und sagte: „Karl, du bist so heiter. Heiterkeit verträgt sich wohl nicht mit etwas Bösem! . . . Du gehst jetzt alle Tage zu Joachimen: willst du sie heirathen?"

Heirathen? Wie so? Wahrhaftig, die Frage, so auf einmal, so ohne Vorbereitung, so . . .

„Antworte ohne Vorbereitung, wie ich dich frage. Bist du Willens, das Mädchen zu heirathen?"

Nein, lieber Onkel, sagte ich ganz bestimmt. Wenigstens habe ich bis jetzt noch nicht daran gedacht.

„Nun," sagte er ernst; „bist du denn Willens, sie zu verführen?" — Er sah mich starr an.

Ich sprang mit Abscheu auf. Verführen! Lieber Oheim, ich bitte Sie, keine solche Frage wieder! Wenn meine Moral auch nicht so streng ist als die Ihrige, so . . . —

„Warum ist sie das nicht? Bin ich ein Narr, oder bist du ein Bösewicht? Denn über die Linie der Tugend hinaus, höher oder tiefer, ist man eins von beiden. Es giebt nur Eine menschliche Tugend. Doch ja so! du hast noch meine zweite Frage zu beantworten."

Wie könnte mir je, selbst wenn ich die heftigste Sinnlichkeit hätte, der teuflische Gedanke einfallen, diese liebliche Unschuld, diese heilige Einfalt, zu verderben!

„Was willst du denn von Joachimen? Ich verlange reine Wahrheit, mit deutlichem Gepräge."

Ich will Umgang mit ihr, ihre Freundschaft. Ich will ihr wohlthun, ihr Leben vor Mangel sichern.

„Liebst du sie? Karl, ich bitte dich, täusche

nicht dich selbst, indem du mich täuschen willst! Liebst du Joachimen?"

Ja, ich liebe das Mädchen, — wie meine Schwester, wie meine Tante, wie Sie.

„Nicht anders? Du weißt, ich hatte die Absicht, daß mein guter Meyer das Mädchen heirathen sollte. Hast du nichts dagegen? soll er seinen Umgang wieder anfangen? Ist es dir recht, wenn sie ihm ihre Hand giebt?"

Wenn Joachime ihn liebt, so kann niemand aufrichtiger Antheil an ihrem und Meyers Glükke nehmen, als ich. Mir ist es recht. Lassen Sie ihn den Umgang wieder anfangen.

„Was soll ich denken, Karl! Du sitzest ganze Tage bei Joachimen; du theilst deine Zeit, dein Vermögen mit ihr. Du füllest ihr Herz mit Liebe, erregst bei ihr Hoffnungen, und . . ."

Hoffnungen? worauf? Lassen Sie uns ganz ohne Zurückhaltung mit einander sprechen. Hat sie Ihnen etwas davon gesagt?

„Sie? Wie kann das ein Mädchen! Aber soll sie nicht hoffen, wenn sie dich liebt? Die Mutter erwartet mit jedem Tage eine Erklärung von dir. Meinst du, daß die Toch-

ter nicht wissen wird, was die Mutter erwartet?"

Was erwarten Mütter nicht! und nun gar diese! . . . Für Joachimen stehe ich; sie kann nicht mehr erwarten, als ich ihr sage.

„Du bist mir unbegreiflich, Karl. Aber ich bitte dich, Eins zu bemerken. Wenn ein alter Mann, der Kopf und Herz auf dem rechten Flecke hat, einen jungen Menschen nicht begreift, so ist tausend gegen Eins zu wetten: der junge Mensch ist ein Bösewicht, oder ein Narr! — Ich kann also Meyern schicken? Oder hast du mir noch etwas zu sagen?"

Nichts in der Welt über diesen Gegenstand. Sie können Meyern schicken.

„Ich werde ihm zehntausend Thaler zu seinem Etablissement geben. Du bist einmal mein Erbe; ist es dir recht?"

Ihr Podagra, lieber Onkel, muß sehr schmerzhaft seyn. So etwas Bittres haben Sie mir noch nie gesagt! — Ich gebe Joachimen eben so viel, und noch mehr, wenn sie es verlangt. Sagen Sie das Meyern.

Das Herz schlug mir doch ein wenig bei die-

ser Unterredung. Aber, lieber Goldberg, so, gerade so, paßt Alles zusammen. Es ist, als ob ein glücklicher Zufall die Begebenheit so ordnete, wie meine Phantasie sie suchte, um Joachimens ganzes Herz zu prüfen. Sie hat nun ihr Schicksal in Händen. Liebt sie mich, so wird sie leicht wissen, was sie thun soll.

Zuweilen kommt es mir so vor, als ob ich Unrecht thue. Aber nein! Ich muß den Triumph ganz haben, den Triumph, daß sie meine Freundschaft der Heirath mit einem reichen Manne vorzieht.

Joachime an Julien.

B***.

Ich bin sehr unruhig, meine Liebe, und doch sehr glücklich. Ach, ich liebe ihn unaussprechlich! Sieh, ich wollte mein Blut bis auf den letzten Tropfen für ihn hingeben, wenn er in Noth wäre und ich ihn damit retten könnte. Ich habe mich selbst gefragt, ob ich das wohl thun würde; und ich machte das Fenster auf,

weinte, und sagte laut, als ob es der Himmel und die Sterne hören sollten: ja, das will ich, das kann ich! Wenn er zu der Stunde nicht kommt, da er uns gewöhnlich besucht, so überfällt mich eine Angst, als ob eine schwere Last auf meinem Herzen läge. Schlägt die Uhr, so ist es, als träfe jeder Schlag meine Seele. Ich fürchte, er ist todt; und höre ich dann seine Tritte auf der Treppe, so rollt mein Blut, so pocht meine Brust, als wollte sie ihm entgegen fliegen. Ach, Julie, Julie! man ist so glücklich und so unglücklich, wenn man ein Herz hat, wie ich!

Und nun quält mich meine gute Mutter. Es ginge wohl noch an, wenn sie nur mir Vorwürfe machte; aber sie verschont auch ihn nicht damit, so daß es mir Mühe, sehr große Mühe kostet, zu schweigen. Er erklärt sich nicht, sagt sie. Was soll er denn erklären? Daß er mich liebt, weiß ich ja; und mehr will ich nicht. Er soll mir seine Hand anbieten. Lieber Gott, warum denn? Bin ich nicht ohnedies schon so glücklich, daß ich zuweilen nicht weiß, wie ich mein Glück ertragen will, und daß ich einen

Theil meiner Seligkeit ausweinen muß, um mir die Brust zu erleichtern?

Manchmal theilt sich ihre Unruhe mir mit. Es ist wahr, er braucht nie das Wort: Liebe; er nennt mich seine Freundin, nie seine Geliebte, und erwähnt nie etwas von einer festeren Verbindung. Aber, sag' ich oft, können wir fester verbunden werden, als wir es schon sind? Würde ich ihm mehr gehören, und wenn ein Wunder meine Seele in die seinige gießen könnte? Nein, er kann sich unmöglich mehr lieben, als ich ihn liebe.

Meine Unruhe vergrößert sich noch durch die Besuche des Herrn Meyer, der gar nicht undeutlich zu verstehen giebt, daß er um meinetwillen kommt. Er scheint ein sehr redlicher Mann zu seyn. Man muß in der zweiten Minute Vertrauen zu ihm haben: so liegt ihm die Seele in den Augen und auf der Zunge. Ich sehe, liebes Kind, mit welchen wohlwollenden Blicken er mich betrachtet. Es würde ihn, glaube ich, nicht kleiden, wenn er zärtlich seyn, wenn er mir schmeicheln wollte; aber er thut ohne Ansprüche, was er mir an den Augen an-

sehen kann: und das kleidet ihn sehr wohl. So oft ich freundlich mit ihm spreche — ach! und das thu' ich so gern, wenn er nur nicht mehr verlangt — hat er eine sehr drollige Laune. Er weiß tausend kleine Anekdoten aus allen Ländern der Erde, wo er in seines Herrn Geschäften gewesen ist; und die erzählt er mit einem solchen trocknen Ernst, daß ich lachen muß, ob mir gleich zuweilen Thränen in den Augen stehen.

Sieht man ihn das erste Mal, so scheint er ein wenig steif und hölzern; aber je öfter man ihn sieht, desto weniger bemerkt man das. Meine beiden kleinen Geschwister zählen die Glokkenschläge, bis Herr Meyer kommt; denn er unterhält auch sie. „Es ist nicht recht," sagt er, „daß die Erwachsenen so wenig Rücksicht auf die Unterhaltung der Kinder nehmen, die im Zimmer sind. Herbeiziehen muß man sie nicht; aber so sprechen, daß sie Antheil nehmen können, und daß die Unterhaltung ein Unterricht für sie wird, ohne daß sie es merken."

Stein hat ihn hier ein Paarmal getroffen, und er sagte nachher: wer hätte diesen Geist in dem Manne gesucht!"

Aber das Alles macht mich unruhig. Meine Mutter verlangt, ich soll entweder die Sache mit Herrn Stein in Richtigkeit bringen, oder Herrn Meyer Hoffnung geben. Das Eine ist so unmöglich, wie das Andere; aber so oft ich das sage, lacht meine Mutter. Freilich wenn Stein sich erklärte, so könnte ich doch Herrn Meyer geradezu die Hoffnung nehmen, die er vielleicht hat. Aber kann ich ihm jetzt sagen: ich liebe Sie nicht, Herr Meyer? Es wäre doch grausam, es wäre unmenschlich, ihm das zu sagen, wenn ich nicht hinzusetzen kann: weil ich die Braut dessen und dessen bin. Ich fürchte alle Tage, Herr Meyer wird mir seine Hand antragen; und was soll ich ihm dann antworten! Wenn er das nur thäte, sagt meine Mutter; dann müßte sich Stein erklären! Sie verlangt sogar von mir, ich soll Herrn Meyer Hoffnungen machen, um bei Stein Eifersucht zu erregen. Wie könnte ich das! die beiden edelsten Männer betriegen, um ruhiger zu werden! Ach, sehr unruhig bin ich! Leb wohl, liebe Julie.

Karl Stein an Wilhelm Goldberg.

B***.

Ich habe einen Vorfall gehabt, woran beinahe mein ganzer Plan gescheitert wäre. Vor Kurzem sprach ich mit Joachimen von dem Karneval in Rom, und kam dabei auf unsere Maskeraden. Sie äußerte den Wunsch, einmal eine zu sehen; und so wie die nächste war, schickte ich ihr, da sie mir endlich ihre Einwilligung gegeben hatte, ein Kleid nach meiner Phantasie, halb Griechisches, halb Feen-Costume: ein weißes Taffentkleid, mit einem goldnen Gürtel unter der Brust. Auf dem braunen lockigen Haare trug sie ein goldnes Diadem, von welchem ein rother Florschleier in großen Wellen hinten herab auf das Kleid niederfloß. Daß sie eine Zauberin war, zeigte der Stab in ihrer Hand, und der Thierkreis in ihrem Gürtel. Auch ich hatte eine Maske aus den romantischen Zeiten gewählt; ich Rinaldo, sie Armida: das war meine Idee.

Als ich am Abend vorfuhr, um sie abzuholen, blieb ich starr vor freudigem Erstaunen.

Etwas Reitzenderes können Sie nie gesehen haben! Und bei der Zaubergestalt dieser Blick der schamhaften Unschuld, diese Aengstlichkeit in den Bewegungen! Sie hatte sich nur aus Gefälligkeit gegen meinen Wunsch so gekleidet, aber sehr züchtig. O Joachime! sagte ich, mit dem Blicke der heißesten Liebe, und führte sie mit Händedrücken zu dem Wagen. Auf dem Saale hing sie ängstlich in meinem Arme. Sie trug auf ihr Verlangen eine ganze Maske von Flor; so blieben wir völlig unbekannt, und das erhöhete unser Vergnügen.

Nach und nach wurde sie dreister, und der Tumult, das fröhliche Schwärmen der vergnügten Menschen interessirte sie. Zu tanzen weigerte sie sich durchaus, wie ich es auch erwartet hatte; endlich wurde sie aber so heiter, daß sie in ihre Rolle kam, und einigen Masken sehr geistreiche Antworten gab. So wurde es Mitternacht, ehe wir nach Hause fuhren. Ich glaubte, die Mutter würde aufbleiben, und wollte noch eine Stunde plaudern; deshalb hatte ich einen Ueberrock hinbringen lassen, und schickte den Wagen fort. Aber die Mutter war

schon zu Bette, und wir sahen uns allein. Joachime nahm die Maske ab, und nun stand sie in ihrer bezaubernden Schönheit, mit frohen Augen, vor mir. Ich betrachtete sie lange, faßte ihre Hand, und drückte sie zärtlich. Ihr Auge funkelte, ihr Busen hob sich. Die Fröhlichkeit des Abends, das helle Licht, die Musik, der fremde Anzug hatten sie in eine Art von Taumel gebracht. Sie sah mich zärtlich an, und schlug dann erröthend die Augen nieder. Jetzt umfaßte ich sie, drückte sie zum ersten Mal an mein Herz, und küßte ihre Lippen. Sie sank seufzend an meine Brust, schlug die schönen Arme um meinen Hals, und erwiederte meinen Kuß mit Thränen der Liebe, die ich an meiner Wange fühlte. Alle meine Entschlüsse waren auf einmal dahin: die Flamme der Liebe brach mächtig aus meinem Herzen hervor; eine trunkne, taumelvolle Vergessenheit hatte sich meiner bemächtigt. Meine Begierden waren erwacht, und ich drückte brennende Küsse auf ihren Mund. Mitten unter den glühenden Liebkosungen versuchte sie, aus meinen Armen zu kommen, und flisterte leise: ich bitte, lassen Sie

mich!

mich! Ich umfaßte sie aber noch fester, sagte mit flammenden Augen: meine Joachime! und wollte mich mit ihr setzen. Doch unversehens stieß ich den kleinen Tisch um, auf dem das Licht stand, und nun war es dunkel um uns her. Ich erschrak, und sie war los. Sie öffnete die Thür, und sagte mir gute Nacht. Ich hörte (denn die Thür des Zimmers blieb offen), daß sie jenseits des Flures die Kammerthür ihrer Mutter öffnete und mit ihr sprach. Noch lange blieb ich stehen, und hoffte, daß sie wieder kommen sollte; sie kam aber nicht, und ich mußte mich endlich entfernen.

O, wäre sie zurückgekommen! — ich war fest entschlossen, ihr zu sagen, daß ich sie liebe, daß sie meine Gattin werden solle. Aber wahrscheinlich fürchtete sie meine wilde Sinnlichkeit. Meine Brust war voll der heißesten Liebe zu dem herrlichen Mädchen. Ich schrieb noch in der Nacht einen Brief an sie, worin ich ihr Alles erklärte, und sie bat, mir ihre Hand zu geben. Dann legte ich mich gegen Morgen nieder, und entschlummerte mit den schönsten Hoff-

nungen, dem befriedigten Entzücken des Lebens. O, wie glücklich war ich!

Am folgenden Morgen las ich meinen Brief wieder durch. Was eine Nacht thut! Ich lächelte über meinen eignen Brief, und fragte mich selbst: was soll sie von diesem rasenden Tone denken! Ich setzte mich nieder, um einen andern zu schreiben, der weniger toll wäre; und mitten im Schreiben fiel mir ein, — in der That es war bloße Neugierde — doch erst zu sehen, wie Joachime sich wohl nach diesem Abend gegen mich betragen würde. Der Brief blieb unvollendet, und ich ging zu ihr.

Sie kam mir mit holder Freude entgegen: freilich mit einer erhöhetern, vertraulicheren Zärtlichkeit; aber nicht, wie ich geglaubt hatte, scheu, erröthend, ängstlich. Sie erwähnte des Vorfalles nicht mit einer Sylbe, und ich eben so wenig; kurz, wir lebten, wie vorher. Ihre Mutter ging hinaus, und wir blieben allein. Ich faßte ihre Hand; nun erröthete sie, zitterte, und seufzte. Wahrscheinlich mochte sie fürchten, daß ich jetzt des Vorfalles erwähnen wür-

de; ich schwieg aber. Sie schien mit sich selbst zu kämpfen; ein Paarmal öffnete sie die Lippen, als wollte sie etwas sagen, verschloß sie aber wieder, und sah mich verstohlen, mit trüben Blicken an. Gewiß erwartete sie von mir eine Erklärung über meine Absichten; doch eben diese Erwartung hielt mich ab, sie zu thun.

Ja, sie liebt mich! Und eben darum will ich den höchsten Triumph haben, der einem Manne je zu Theil geworden ist: sie soll mir sagen, daß sie mich liebt. Ich bat sie um einen Spaziergang. Sie ging mit mir, und ich erzählte, ohne über uns etwas zu sagen. Augenscheinlich nahm sie immer weniger Theil, und auf dem Rückwege hörte ich sie leise weinen. Ihre Thränen thaten mir weh; aber, Joachime, ist die große Stunde, da du, von Liebe überwältigt, an mein Herz sinken und sagen wirst: ich liebe dich! — ist diese Stunde mit deinen Thränen zu theuer erkauft?

Seitdem ist sie traurig, und ich finde sie oft mit nassen Augen. Sie ist in meiner Gesellschaft ängstlich; sie wirft oft mißtrauische Blicke auf mich. Ich sehe schon der Stunde

voll Entzückens entgegen, die auf einmal alle Thränen von ihren Augen trocknen, und den Kummer aus ihrem Herzen vertreiben wird. Liebt sie mich, so muß sie mir am Ende sagen, daß sie mich liebt. Das ist der Preis, Joachime, um den mein Herz auf ewig dein ist. Adieu.

Joachime an Julien.

B***.

Nur ein Paar Worte von deiner bekümmerten Freundin. Ich bin jetzt sehr gequält. Ach, Julie, wenn er ein Bösewicht wäre! Mein Herz bebt, so oft ich das denke; und beinahe bin ich gezwungen, es zu glauben. Wenn er mich nur hätte verführen wollen? Ich werfe mich auf die Kniee, und bete, daß nur das nicht gewesen seyn mag; denn ich fühle, es wäre mein Tod, wenn ich ihn hassen müßte. Wir waren auf der Maskerade, und kamen zu Hause, als meine Mutter schon zu Bette war. O, ich batte sie so dringend gebeten, ja auf mich zu

warten! Nun ... Wie soll ich es dir erzählen! Ach, ich will nie wieder über eine Verführte hart urtheilen; denn wie wenig fehlte, so war ich selbst unglücklich!

Schreiben kann ich es dir nicht; denn meine Wangen glühen vor Schamröthe. Ich danke Gott, daß ich noch gerettet wurde. Nach dieser Stunde, glaubte ich, müßte er sich erklären; er sieht ja, welche Last von Elend auf meinem Leben liegt. Aber er ist noch gerade wie vorher; er nennt mich seine Freundin, und sagt kein Wort von Liebe, von Heirath. O Gott! wäre er ein Bösewicht: — was würde dann aus mir werden! Ich kann nicht mehr schreiben. Der Schmerz will mich ersticken. Leb wohl, und bete für deine arme, unglückliche Joachime.

Karl Stein an Wilhelm Goldberg.

B***.

Bin ich dennoch betrogen, Goldberg? bin ich? War die Liebe Täuschung, Heuchelei? Wollte

man nur meine Hand, da ich eben im Begriff war, mein Herz zu geben? Wie ist das? wer erhellet mir die Finsterniß? Hören Sie! Die Mutter zieht jetzt Meyern sichtlich vor; Joachime giebt ihm Einmal über das andere Lobsprüche über seine Redlichkeit, über seinen einfachen treuen Charakter, und vermeidet es, mit mir allein zu seyn. Ihr Auge schwimmt in Thränen; aber in welchen Thränen! — Daß ich sie liebe, weiß sie. Was ist also ihr Kummer? Daß ich ihr nicht meine Hand anbiete.

Hören Sie weiter! Vor einigen Tagen, als schon das Gift in meinem Herzen nagte, brach die Mutter endlich los. Da Sie Joachimens Freund sind, hob sie erwartend an; so kann es Sie nicht befremden, wenn wir (bemerken Sie das Wir) Sie zu Rathe ziehen. — Joachime fing an zu weinen. — Herr Meyer hat um ihre Hand angehalten. Freilich ist die Partie nicht gerade nach Joachimens Wünschen; aber ein Mädchen hat Ursache, für sich zu sorgen. Sie kennen Herrn Meyer; nun wollten wir gern hören, was Sie dazu sagen.

Mein Herz schwoll von Gift auf. Ich frag-

te bitter, mit einem durchbohrenden Blick: und was sagen Sie dazu, Joachime? Herr Meyer ist ein redlicher Mann: das bezweifelt niemand; ein verständiger Mann: so kennen Sie ihn selbst; ein angenehmer sogar: das Talent hat sich erst hier entwickelt.

Sie meinen also? fragte die Frau bestürzt. — Ich meine nichts, antwortete ich, als was ich gesagt habe. Hier kommt es nicht auf meinen Rath an, sondern auf Joachimens Herz, auf ihre Liebe, ihre Erwartung, ob sie mit dem Manne glücklich zu seyn hofft.

Sie haben also nichts dawider? fragte die Frau noch einmal, und warf der Tochter einen höhnenden Blick zu, den ich nicht ihr, sondern Joachimen übel nahm; denn — setzte er nicht eine Verabredung der Mutter mit der Tochter voraus? — Ich sagte bitter: dawider? Was kann ich dawider haben, wenn Joachime ihn wählt, wenn sie ihn liebt!

Sie soll ihn wählen, fuhr die Mutter erhitzt auf; sie wird ihn wählen! — Ich verbeugte mich schweigend. Joachime sagte bei dieser ganzen Verhandlung kein Wort; sie weinte

heftig, und war bleich. Ein= oder ein Paar=mal wollte sie etwas sagen; sie schwieg aber, weil die Mutter ihr einen zornigen Blick zuwarf.

Noch bin ich mit mir selbst über Joachimen nicht einig. Wohl! sie hat diese Scene mit der Mutter verabredet; dagegen habe ich nichts. Aber nun muß die Entscheidung kommen. Liebt sie mich (woran ich kaum zweifle), so wird sie sich unglücklich fühlen. Auch das glaube ich, das weiß ich sogar: denn sie geht seitdem mit Thränen in den schönen Augen, mit Seufzern auf den blassen Lippen, wie ein Geist umher, und nimmt an nichts Theil; davon rede ich nicht. Aber ist sie redlich, hat sie den verhaßten Charakterzug ihres Geschlechtes, die Verstellung, nicht; so kann sie unmöglich Meyern ihre Hand geben. Das ist die Probe, auf die mein Herz wartet. Giebt sie Meyern ihre Hand, so betriegt sie ihn, so heuchelt sie ihm Liebe, die sie nicht fühlt; denn, bei Allem was heilig ist, sie liebt mich: das allein weiß ich! Betriegt sie den redlichen Meyer, so kann sie auch mich betriegen, obschon nicht heute, doch

über ein Jahr, wenn die Flamme der ersten Liebe erloschen ist.

Nicht wahr, lieber Goldberg: Joachimens Herz kann mir jetzt nicht entgehen? Der Augenblick ist da, wo sie über sich, über ihr Geschlecht, über mein Schicksal entscheidet. Betriegt sie Meyern, so ist Redlichkeit ein elender Traum, so ist weibliche Treue ein Unding, so werde ich auch dem Lächeln eines Engels nicht trauen. Nun wohl denn! Wie gesagt, ich will ganz glücklich, oder ganz unglücklich seyn; ich muß wissen, was ich von Joachimen zu erwarten habe. Leben Sie wohl.

Derselbe an Denselben.

B***.

Triumph! Triumph! Wünschen Sie mir Glück! Joachime hat die Feuerprobe überstanden. Und nun — o, sie ist mein! mein Eigenthum, mein Weib, dem alle meine Hoffnungen, alle meine Kräfte gehören! Fort nun mit jedem andren Gedanken! fort mit jedem andren Wunsche, au-

ßer dem Einen, sie glücklich zu machen. Ich lebe nur noch für die edle, die unerschütterlich treue Joachime. Meine Liebe soll sie reichlich für den Schmerz belohnen, den sie erduldet hat.

Schon seit meiner Unterredung mit der Mutter hörte das vertrauliche Verhältniß zwischen mir und Joachimen auf. Zwar ging ich noch hin; aber ich war nur Zeuge von den heißen Thränen, die sie vergoß. Ich blieb mir in meinem Betragen gleich, so weh es mir auch that, sie leiden zu sehen.

Ungefähr nach vierzehn Tagen blieb auch Meyer gänzlich weg. Ich fragte ihn um die Ursache, und er antwortete (wie denn der aufrichtige Mann gewohnt ist, immer ohne Hehl von sich zu reden): „ich gehe nicht mehr hin, um der armen Joachime eine unangenehme Empfindung zu ersparen. Sie hat mich förmlich abgewiesen. Ich weiß, Herr Stein, daß sie nie meine Frau werden kann, weil sie mich nicht liebt," (die Freude schoß wie ein glühender Strom in mein Herz); „auch dann nicht, wenn sie sich in Ihnen geirrt haben sollte." — In mir? fragte ich lächelnd; wie so? — „Joa-

chime liebt Sie," fuhr er fort. „Was zwischen Ihnen und ihr vorgefallen ist, weiß ich nicht. Könnt' ich ihr aber den Schmerz ersparen, den sie jetzt leidet — bei meiner Seele! ich wollte das Leben für sie aufopfern, ob sie mich gleich nicht liebt."

Edler Mann! sagte ich, und drückte ihm die Hand. Ich wollte gehen. Er schüttelte den Kopf. „So kalt verlassen Sie mich?" Ich ging; die Freude wäre sonst aus meiner vollen Brust hervorgebrochen: und das soll sie doch nicht eher, als an Joachimens Herzen. Auch die Mutter sagte mir in Joachimens Gegenwart, sie habe Meyern ausgeschlagen. Joachime warf einen langen Blick auf mich. Ich konnte mich kaum enthalten, ihr zu Füßen zu sinken.

Jetzt ist es nicht mehr mein Triumph, auf den ich warte; ich will Joachimens Triumph vollständig machen. Die Mutter, mein Oheim, Alle, sollen sich erst überzeugen, daß sie Meyern nicht ausgeschlagen hat, weil sie auf meine Hand rechnete, sondern weil ihr Herz ohne Verstellung, treu und redlich ist. Ich bin in drei Tagen nicht da gewesen. Das ist grausam, wie

ich nicht läugne. Aber nun! Die Thränen sind geweint; die Zeit der Freude hebt an.

Ich muß abbrechen; mein Oheim läßt mich rufen.

Einen neuen Sturm ausgehalten, und dennoch nicht gewankt! Nur einige Worte lieber Goldberg, dann eile ich zu Joachimen, um ihre Thränen zu trocknen, und auf einmal die Seligkeit des Himmels zu haben.

Mein Onkel sah mir lange schweigend ins Gesicht. „Joachime," sagte er dann nachdrücklich, „hat Meyern ausgeschlagen."

Das hat mir Meyer schon vor acht Tagen gesagt. Sie liebt ihn nicht.

„Joachime liebt dich, Karl." (Ich zuckte die Achseln.) „Nach dem Allen, was mir Meyer erzählt, glaube ich, sie rechnet auf deine Hand, oder hat doch darauf gerechnet. Sie ist unglücklich. Hast du dazu nichts zu sagen?" (Ich zuckte wieder die Achseln.) „Es wäre mir lieb, wenn sie Meyers Frau würde. Du scheinst das nicht zu wünschen. — Karl, du bist mir ein Räthsel; und das müssen junge Leute alten

nicht seyn! Wenn Joachime dennoch Meyern heirathete!"

So gebe ich ihm zehntausend Thaler zu seinem Etablissement.

Mein Oheim zog die Stirn in Falten, klingelte dem Bedienten, und sagte zu mir: „nun, ich will dich nicht länger aufhalten."

Wie gern hätte ich ihm Alles gestanden! Aber nein! nein! Aus meiner Brust soll die Freude unmittelbar in das Herz meiner Geliebten strömen. Nun leben Sie wohl! Jetzt eile ich zu Joachimen. Schon in einigen Tagen soll der Prediger unsre Hände vereinigen, wie die Liebe unsere Herzen.

Mein Oheim muß sich besser befinden; er hat sich austragen lassen. Nachher noch einige Worte, wenn ich dazu fähig bin. Adieu. Jetzt meinem Glücke entgegen!

Ich bin verloren! Goldberg, wohin soll ich mich verbergen! Es ist vorbei! Ich Ungeheuer!

Kann ich mich endlich besinnen, um Ihnen die gräßliche Entwickelung meines elenden Schick-

sals zu geben? Hier sitze ich seit acht Tagen, und seufze, und fühle mich schrecklich verloren! O, ich Unglücklicher!

Sie lebt! O Gott, sie lebt! So eben geht der Arzt von mir weg, und giebt mir die Versicherung, daß sie außer Gefahr ist. O, warum jauchzt nicht Alles mit mir vor Entzücken, daß Joachime lebt! Hören Sie die unglückliche Begebenheit.

Mein Oheim läßt sich, nach der Unterredung, die er mit mir gehabt hat, in einer Sänfte zu Joachimen bringen. Er will wissen, wie es mit ihr steht, und fängt an zu fragen. Sie weint, und ringt, wie in Verzweiflung, die Hände. Endlich erzählt sie meinem Oheim, was sie weiß, was sie ahnet, was sie fürchtet, was sie hofft. Hören Sie wohl? fällt die Mutter ein; sie hofft noch immer auf die Liebe ihres Herrn Neffen. Mein Oheim schüttelt den Kopf, faßt ihre Hand, und sagt mit nassen Augen: liebes Kind, diese Hoffnung geben Sie auf! Zwar weiß ich nicht, wie das alles gekommen ist, und ich kann mich noch immer nicht ent-

schließen, den Sohn meines redlichen Bruders für einen Bösewicht zu halten. Aber diese Hoffnung lassen Sie fahren. So eben hat mir mein Neffe gesagt: er wolle Meyern zehntausend Thaler geben, wenn Sie den heirathen."

So wie er die unglücklichen Worte sagt, schwankt Joachime, wird bleich, und sinkt ohnmächtig in seine Arme. Als sie zu sich kommt, verlangt sie zu Bette; und schon nach einer Stunde liegt sie, aller ihrer Sinne beraubt, in dem heftigsten Fieber.

In diesem Augenblicke komme ich, sehe das treue Mädchen da liegen, und erstarre. „Sieh hin!" sagt mein Oheim kalt und bitter: „sieh, was du gemacht hast!" Meine Blicke verwirrten sich; ich hatte kaum die Kraft, an dem Bette niederzusinken, ihre Hand zu fassen, und zu rufen: Joachime! Sie sagte nur zuweilen: zehntausend Thaler! dann sprach sie ohne Sinn. Ich beschwor sie mit heißen Thränen, mit der schmerzlichen Wuth eines Wahnsinnigen, mich nur anzuhören; sie kannte mich aber nicht. Ich selbst wußte nicht, was ich that; und Alles, was ich Ihnen hier sage, weiß ich nur von

meinem Oheim. Ich erzählte der Mutter, meinem Oheim und dem Arzte meinen Plan, meine Absicht, und beschwor sie, Joachimen das zu sagen. Als mein Oheim Alles wußte, umarmte er mich und sagte gerührt: „Gott Lob! ein Bösewicht bist du nicht. Aber dahin hat deine Eitelkeit, dein Stolz, deine Selbstsucht eine Geliebte gebracht!"

Man mußte mich gewaltsam wegführen; denn ich verlangte mit einer furchtbaren Wildheit, Joachime sollte mich hören. Kaum war ich zu Hause, so schickte ich Bedienten und Mägde weg, sich zu erkundigen. Mein Oheim kam Abends spät mit einer bedenklichen Miene. Fürchterlich strafende Stunden — von da an, bis jetzt, wo mir der Arzt versicherte, daß sie außer Gefahr sey! Ich Ungeheuer! Ihr Leben hat an einem Faden gehängt. Ach, und nun fühle ich mich so matt, so krank, daß ich kaum die Feder halten kann. Ich soll sie noch nicht sehen, hat der Arzt befohlen. O Gott! wenn ich sie sehe — ich will mich vor ihr niederwerfen! Nein, ich kann keine Worte finden, die Angst meiner Seele, die Liebe zu Joachimen aus-

auszudrücken. Ich weine: das ist alles, was ich kann. Leben Sie wohl.

Derselbe an Denselben.

B***.

Ich bin betäubt; mein ganzes Wesen ist zernichtet! — Sie ist gesund. Ich habe sie gesehen, gesprochen. Soll ich lachen, oder weinen? O Himmel! wenn nicht noch Eine Hoffnung übrig wäre, daß es anders werden kann; ich würde — Meine Hand zuckt vor Begierde nach einer Pistole. Aber es muß anders werden! Es ist nicht so! Joachime! ruf' ich, und schlage mich vor die Stirn. Ich sinne, daß mir der Kopf schwindelt. Oft glaube ich schon wahnsinnig zu seyn und es nicht erst werden zu dürfen. Ich zaubere mit meinen glühenden Gedanken Gestalten aus der Hölle, aus dem Himmel hervor, und sende sie mit verzweifelndem Lachen zu Joachimen, um sie an ihre Liebe, an ihre Treue, an ihr Wort, an meine Verzweiflung zu erinnern.

Bayerische Staatsbibliothek

Mit dieser Liebe, dieser unaussprechlichen Liebe, wollte ich die seelenlosen Steine zum Seufzen bringen, Thränen aus dem Marmor hervorpressen; und in ihrem Herzen sollte ich kein Mitleid bewirken? Mein Oheim schüttelt den Kopf. O, der harte Mann mag nur die grauen Locken so prophetisch, so jammernd schütteln! Es ist doch anders! Es ist, oder ... Bei Gott! ich könnte morden, wenn nicht für mein jammervolles Herz noch Hoffnung übrig bliebe!

Als sie gesund ist, sagt man ihr Alles, und erzählt ihr meine Leiden. Sie hört das schweigend an, und äußert nur den Wunsch, daß ich sie noch nicht sehen möchte. Meyer besucht sie, und ihn nimmt sie mit Gütigkeit auf; von mir sagt sie kein Wort. Endlich erinnert sie sich meiner; sie läßt mich und meinen Oheim zu sich bitten. Auch Meyer ist da, das versteht sich. Als ich sie sehe, werfe ich mich ihr zu Füßen, und ihr strömen die Thränen aus den Augen. Ich fing an zu reden; sie unterbrach mich aber, und sagte langsam: Herr Stein, ich habe Sie von ganzer Seele geliebt.

Von Ihrem edlen Oheim weiß ich jetzt Alles. Auch Sie haben mich geliebt, und die Absicht gehabt, mir Ihre Hand anzubieten. Freilich setzten Sie einen hohen Preis auf dieses Geschenk: mein Leben. Ich habe die Probe gehalten. Aber ich liebte Sie treuer, zärtlicher, als Sie mich. Für Ihr Glück hätte ich tausendmal mein Leben aufopfern wollen; Sie aber machten für einen Triumph Ihrer Eitelkeit, oder — wenn das Wort zu hart ist — für die Gewißheit, daß ich Sie liebte, meine Zufriedenheit, meine Ruhe zum Opfer. Ich habe Ihnen Ihre Liebe bezahlt, und bin Ihnen nichts mehr schuldig. Wären Sie der gewesen, für den ich Sie hielt, ich würde Sie noch jetzt lieben. Aber ich weiß nun gewiß, daß Sie mich quälten, ohne einen andern Grund zu haben, als Ihre eigne Befriedigung. Dafür machten Sie mich zu Ihrem Opfer. Die Empfindungen meines Herzens sind noch nicht erloschen; aber meine Vernunft tadelt sie jetzt. Meine Krankheit, die lange Trennung von Ihnen ... Der Sturm der Leidenschaft hat sich für immer gelegt.

Ich fühle, daß ich Sie noch liebe, und gewiß uneigennütziger, als Sie mich liebten. Ihre Liebe war wohl nie die echte, wahre. — Was ich jetzt empfinde, ist nicht mehr Leidenschaft, nur eine schwesterliche Zärtlichkeit; und ich würde glücklich seyn, wenn Sie Sich damit begnügten."

„Sie, lieber Meyer," hob sie nach einem Seufzer an — „Lassen Sie mich ausreden, lieber Stein!" (Ich wollte sie unterbrechen) — „Sie, lieber Meyer, haben mir Ihre Hand angeboten. Ich liebe Sie nicht; und dem Manne, dem ich meine Hand geben soll, muß ich auch mein Herz geben können. Bei der seltsamen Lage, worin ich bin, darf ich wohl einmal etwas thun, daß außer der Regel ist. Ich schätze Sie, ich habe Sie immer geschätzt. Meine Vernunft ist auf Ihrer Seite, und ich könnte Ihnen jetzt meine Hand geben: so sicher weiß ich, daß mein Herz meiner Vernunft folgen würde. Bleiben Sie mein Freund; und wenn meine Hand noch einigen Werth für Sie hat, so kann ich Ihnen versprechen, daß nie ein anderer Mann als Sie diese Hand

bekommen soll, und daß ich sie Ihnen nicht geben werde, wenn ich Ihnen nicht auch meine herzliche Liebe geben kann. Ich bin fertig. (Sie stand auf.) Sie, Herr Stein, bitte ich nur noch um das Einzige, mich nicht eher wieder zu besuchen, als bis ich es wünsche." Sie verbeugte sich, und ging dann schnell aus dem Zimmer.

Seitdem habe ich sie nicht gesehen, so oft ich sie auch bat, mir nur eine Viertelstunde zu schenken. Das ist das Ende! Ich bitte Sie, zerstören Sie ja meine letzte Hoffnung nicht: daß sie mich noch immer liebt! O, wer sollte glauben, daß ein Mensch Kraft genug hat, zwei solche Monate zu leben, wie ich sie gelebt habe!

Derselbe an Denselben.

(Nach einem halben Jahre.)

B***.

Gestern ist Joachimens Hochzeit mit Meyern gewesen. Diesen Morgen sagte es mir mein Oheim. Ich lächelte, ging an mein Büreau, nahm Wechsel auf zehntausend Thaler heraus, und gab sie ihm schweigend. Er drückte mir, ohne eine Sylbe zu sagen, die Hand, und verließ mich.

Die Postpferde stehen vor der Thür. Adressiren Sie Ihre Briefe nach Bern an den Kaufmann Rolle. Ich gehe auf ein Jahr in die Schweiz. Und dann? Ich mag meinen Oheim nicht betrüben; sonst wüßte ich wohl, wohin, anstatt nach Bern. Wo Ruhe ist! Adieu.

Derselbe an Denselben.

B***.

Hier bin ich wieder nach drei Jahren eines unstäten, flüchtigen Lebens. Ich habe sie gesehen! . . . Das Einzige, was mich tröstet und martert, was meinen Himmel und meine Hölle macht: ich sehe sie glücklich! Sie liebt ihren Mann, wie sie mich geliebt haben würde. Ihre zwei schönen Kinder — Ich nahm eins auf; aber küssen konnte ich es nicht. Der Himmel hat meine Thorheit unbarmherzig bestraft. Ich eilte nach Hause, und gab meinem Oheim noch einmal eine Summe in Wechseln. Er nahm sie wieder schweigend und seufzend an. Werde ich noch vergessen? Mein Oheim meint es; ich nicht. Sie ist glücklich; und ich fühle, daß sie mit mir nicht so glücklich geworden wäre, wie sie mit ihm ist. Aber liebt er sie so, wie ich sie geliebt haben würde?

Ich komme zu Ihnen, mein Freund. Hätte ich Ihren Rath befolgt, wie glücklich wäre ich! O werde ich je vergessen? Sagen Sie Ja! aus Mitleiden sagen Sie Ja, wenn ich zu Ihnen komme!

IX.

Liebe und Dankbarkeit.

Liebe und Dankbarkeit.

Die ausgewanderten Franzosen haben freilich auf mannichfaltige Art den Unmuth und die Besorgnisse der Deutschen Patrioten erregt. Aber laßt uns nie gänzlich vergessen, daß sie Unglückliche sind; und wenn ihre gehässigen Anmaßungen, ihre Verderben bringenden Plane, ihre aufgebläheten Hoffnungen uns zuweilen dazu reitzen möchten: so laßt uns daran denken, daß sie uns auch Beispiele von Geduld, von Ergebung, Muth, Ausdauer, Heroismus und Dankbarkeit aufgestellt haben, die kein andres Unglück hervorgebracht hat, und deren nur die reinste Tugend fähig ist.

In B***, einem Dorfe im ***, wohnt ein Paar Franzosen, das ich bewundre. Ich gehe nie an ihrer Hütte vorüber, ohne zu denken, oder auch wohl zu sagen: wer wollte nicht gern um eurer Tugend willen euren Brüdern verzei-

hen! Ihr seyd die Zierde jedes Landes, obgleich der Haß auch eure kleine Hütte umschleicht. Diese soll, hoffe ich, euer Zufluchtsort bleiben, und der Haß euch nicht zwingen, noch einmal den Boden zu verlassen, den die Liebe zu eurem Vaterlande geweihet hat, aus dem Ihr euch nur in das Grab hinüber sehnen werdet. Warum sollte man euch den Kranz von Weiden nicht gönnen, der das Dörfchen und eure Hoffnungen in sich schließt! warum euch Vorwürfe machen für euer altes Vaterland, da ihr das neue durch ein großes Beispiel von Dankbarkeit, Eintracht, Liebe und Ergebung heiligt! Habt Geduld mit den neugierigen Blicken, die euch bei euren Arbeiten folgen, wie ihr sie mit den blutgierigen Blicken der Unmenschen in Frankreich hattet! Vergeßt, und seyd glücklich! —

Da, wo die Dürance ihren Weg zwischen Klippen, Oelbäumen, Weinbergen und Kornfeldern in langen Krümmungen sucht, wohnte der Graf d'Ormesson, der reichste Gutsherr seiner Gegend: ein nicht harter, aber strenger Herr für seine Unterthanen, ein sanfter Vater, und ein zärtlicher Gatte. Seine einzige Tochter war

Julie, ein gutes Geschöpf, mild wie der Himmel, der sie umgab, wohlthätig, wie der Boden, auf dem sie ging. Sie erntete den Lohn ihrer sanften mitleidigen Seele in den schrecklichen Zeiten der Revolution, als es so schwer war, einen Freund zu finden, als die Grausamkeit der blutgierigen Despoten selbst in den besseren Menschen die Großmuth vertilgt hatte; sie fand ihn in einem Landmann, und hatte ihn verdient.

Salier hieß der junge Mensch, dessen Herz durch Liebe und Dankbarkeit so veredelt war, daß er dem Tode trotzte, um seine Wohlthäter zu retten. Unglücksfälle hatten seinen Vater, einen Landmann auf dem Gute des Grafen, so zurückgebracht, daß er schon Jahrelang seine Abgaben schuldig geblieben war. Man hatte mehr Nachsicht mit ihm gehabt, als gewöhnlich; denn die Verwalter des Grafen scheuten die einsylbige Entschlossenheit, die finstre Kälte des redlichen, von dem ganzen Dorfe geachteten Mannes, der Nachsicht als eine Gerechtigkeit, nicht als eine Gnade, foderte. Sag-

te ein Verwalter: Salier, wir werden deinen Hof verkaufen müssen! so antwortete er mit einem drohenden Blicke, und in einem kalten Tone: der Fuchs wehrt sich in seinem Bau. Ich will es erwarten!

Endlich war der letzte Termin verflossen, den man ihm zur Bezahlung bestimmt hatte, und der Verwalter kündigte ihm im Nahmen des Grafen an, daß er seine Hütte verlassen müsse. — „Ich will den Grafen selbst sprechen," antwortete er kalt. „Komm, mein Sohn!" Er ging mit seinem Sohn auf das Schloß, und fand den Grafen mit seiner Tochter Julie im Garten. Der alte Mann trat ohne Furcht, aber bescheiden, vor den Gutsherrn hin, und sagte ruhig: „der Verwalter, Herr Graf, hat mir angekündigt, daß ich ein Bettler seyn soll. Träge bin ich nicht gewesen, nur unglücklich. Ich habe einen Sohn, wie Sie eine Tochter. Wenn Sie unglücklich würden, Herr Graf; wenn Sie Ihr Schloß verlieren und ein Bettler werden sollten: es würde Ihnen seyn, wie mir. Ich kann nicht, Herr Graf; ich muß

meinen Hof behalten, um ihn meinem Sohne hinterlassen zu können. Es wird mir ja nicht immer so unglücklich gehen!"

Der Graf war gegen ihn eingenommen, und sagte ganz kurz: du hast seit Jahren nicht bezahlt, und räumst den Hof.

Der alte Mann verzog die Augenbraunen, und schien etwas Hartes zu unterdrücken. „So rede du, Jakob," sagte er zu seinem Sohne. „Ich gebe den Hof Dir. Vielleicht bewegt deine Jugend den gnädigen Herrn."

Weder seine Jugend, noch dein Alter. Du verlierst den Hof.

„Herr Graf, ich habe graue Haare, und es ist schrecklich, wenn ein Greis noch betteln muß. Doch wollte ich, wenn ich den da nicht hätte. Aber der soll nicht betteln!... So rede doch, Jakob; sag' ein Wort für dich!... Herr Graf, ich habe nie gebeten; jetzt bitte ich: lassen Sie dem jungen Menschen den Hof, stoßen Sie ihn nicht hinaus in die Welt! Mir stehen die Thränen für den Jungen in den Augen!"

Nein! sagte der Graf. Zum letzten Male: Ihr verliert den Hof!

Julie sah während der Zeit den jungen Menschen an, der mit gerunzelter Stirn, zusammen gedrückten Lippen und geballten Händen, in einer heftigen Bewegung, da stand. Jetzt lüfteten sich seine Hände sanft, die Augen wurden hell, und über sein Gesicht ergoß sich eine reine Heiterkeit. Der Vater sah ihn an, und fragte: „Jakob, redest du denn kein Wort?" — Nein, antwortete der junge Mensch. Ich bin jetzt zufrieden. Laßt ihm den Hof, Vater; es soll Euch an nichts fehlen. Ihr habt für mich geweint; ich kann von jetzt an für Euch arbeiten, sterben, morden, wenn es seyn muß. Kommt! — Er nahm seines Vaters Hand, und führte ihn mit der innigsten Zärtlichkeit aus dem Garten.

Der Graf und Julie sahen ihnen nach: jener finster, und diese mit zitternden Thränen in den schönen Augen. Der Ton des alten Mannes hatte große Wirkung auf Juliens Herz gemacht. Noch mehr aber gefiel ihr das Schweigen des Sohnes bei der ganzen Verhandlung: sie fand es sehr edel, daß er lieber den Hof verlieren, als für den Besitz desselben sprechen wollte. Der Unmuth des jungen Menschen hat-

te

te sich, als er die Thränen seines Vaters sah, in den Glanz der feierlichsten Empfindung verwandelt. Es war nicht Zufriedenheit, was in seinem Gesichte glänzte, sondern Muth, Stärke, Kraft, überirdische Freude. Und nun das stolze Weggehen Beider, ohne Uebermuth: der Vater mit Vertrauen in seinen Sohn, der Sohn mit dem Bewußtseyn, für den Vater Alles zu vermögen! Sie fühlte, ob sie es gleich nicht deutlich wußte, eine gerührte Achtung für die beiden Landleute, und fragte den Grafen, mit Thränen in den Augen: geht es denn nicht an, lieber Vater? Es scheinen so gute Menschen! — Er sagte verdrießlich: nein; und entfernte sich.

Julie ging zu dem Gärtner, der Zeuge von der Unterredung gewesen war, und sich jetzt mit Kopfschütteln auf seinen Spaten stützte. Es sind sonderbare Menschen, diese Saliers! sagte er, als Julie bei ihm stehen blieb. „Wie so?" fragte sie.

Der alte Salier weinte, glaube ich, vorhin zum ersten Mal in seinem Leben. Er hat seine Frau und sieben Kinder begraben; aber keine Thräne. Schon zweimal haben ihn Ha-

gel und Viehsterben getroffen; keine Thräne. Kann ich es hindern? hat er nur gesagt. Und so war auch sein alter Vater, gerade so. Es erbt in der Familie weiter. Der Sohn ist nicht anders: redlich, arbeitsam, dienstfertig. Aber befehlen lassen sie sich nicht, und darum kommen sie hier nicht fort. Das Dorf würde sie ungern vermissen, das weiß ich; denn wenn es etwas zu reden gab, so standen die Saliers von je her an der Spitze. Sie können noch immer nicht vergessen, daß einer ihrer Vorfahren ein großer Held gewesen ist, der in Italien unter König Franz dem Ersten große Dinge gethan hat. Ob es wahr seyn mag? Sie glauben's.

Der Gärtner lös'te das Räthsel ganz richtig. Die Sage, daß einmal ein Salier Feldherr in Italien gewesen sey, hatte in der Familie dieser Landleute eine gewisse Ehrliebe, einen gewissen Stolz erhalten, der vom Vater auf den Sohn fort erbte, und sie vor allen andern Familien im Dorfe auszeichnete.

Julie fand das bei dem so edlen, so stolzen Betragen der beiden Leute nicht unwahrscheinlich. Sie befragte den Gärtner näher um ihr

Unglück, und erfuhr von ihm, daß nur die Verwalter des Grafen sie weg haben wollten, weil sie diesen nicht unterthänig genug wären. Ihr fiel ein, ob sie nicht helfen könnte, und sie trug dem Gärtner auf, sich zu erkundigen, wie viel ihre Schuld betrüge.

Es waren etwa zweihundert Livres. So viel hatte Julie, und sie wollte das Geld sogleich dem Gärtner geben; der scheute sich aber, etwas damit zu thun zu haben, so viel sie ihm auch versicherte, daß es ihr Eigenthum sey. Sollten die Leute gerettet werden, so mußte sie selbst gehen. Gegen Abend nahm sie ihre Börse, schlich durch den Garten in das Dorf, kam von hinten unbemerkt in Salier's Hütte, und sah die Thür der Stube halb geöffnet.

So eben saßen Vater und Sohn bei ihrem Abendessen. Der Vater nahm den Becher, schenkte ihn voll, und sagte: auf ein ruhiges Lebewohl, mein Sohn, von dieser Hütte, worin wir geboren sind, und von dem Kirchhofe, auf dem unsre Verwandten schlafen! — Der Sohn setzte hinzu, als er den Becher nahm: „dem Manne, der nach uns hier wohnt, ein ehrliches

Herz, und mehr Glück, als wir hatten!" — Oder, wenn das nicht seyn kann, sagte der Alte, viel Muth, das Unglück zu ertragen! . . . Trink' aus, Jakob! Wir wollen die Flasche leeren. Es ist die letzte, denk' ich, die ich in meinem Leben trinke. So recht! Glück und Heil allen Menschen! und auch uns! Nun wollen wir noch einmal recht ruhig schlafen, und dann — morgen früh gehen wir nach dem Kirchhofe. Für heute ist es genug, Jakob. Gott gebe, daß wir einmal so ruhig aus dem Leben gehen, wie aus dieser Hütte! Bringe doch auch ein Paar Trauben! Wir wollen heute Alles genießen, was wir haben.

Jakob sprang auf, und sah auf einmal Julien vor sich, die hoch erröthend, lächelnd, da stand, nicht wußte, wie sie ihr Geschenk anbringen sollte, und jetzt, da das Gespräch sie tief gerührt hatte, so gern ihr ganzes Vermögen mit diesen Leuten getheilt haben würde.

„Ich komme," hob sie mit ihrer sanften Stimme an; „ich komme, ... um ... um ..." — Der Alte stand auf, und sagte: Sie kommen zu einer unglücklichen Stunde, gnädige Gräfin.

Treten Sie doch herein. Nun standen alle Drei vor einander, und sahen sich schweigend an. Julie zog langsam die Börse hervor, und hielt sie erst dem Vater, dann dem Sohne hin. Keiner von Beiden griff zu. Was ist das? wozu soll das, gnädige Gräfin? fragte der Alte.

„Es soll," antwortete sie, noch verlegener; „es soll . . . Es ist mein, lieben Leute, und ich bringe es Euch aus gutem Herzen. Ihr sollt meinen Vater damit bezahlen, und hier bleiben, Ihr guten Menschen." (Vater und Sohn sahen einander an.) „So nehmt doch!" sagte sie mit sanft benetzten Augen; „nehmt doch!"

Der Alte schüttelte den Kopf. Gutes Kind! hob er an, und ergriff ihre Hand. — Sie glaubte, er wollte die Börse nehmen; er küßte aber die Hand, und ließ sie dann wieder los. Nehmen! sagte er; das wäre bald gethan! Aber — weiß der Herr Graf darum? — „Nein; wie sollte er!" — Darf ich ihm sagen, daß Sie uns das Geld gebracht haben? — „Behüte! er darf es nicht wissen. Aber es ist mein! gewiß, es ist mein!" — Ich darf es nicht nehmen, gute, liebe, gnädige Gräfin.

Sie hielt es jetzt dem Sohne hin: „so nehmt Ihr, lieber Salier!" Der junge Mensch drückte seine Lippen auf ihre Hand, und ließ eine dankbare Thräne darauf fallen. „Ich bitte Euch," sagte sie, „macht mich so glücklich, und nehmt!" — Jakob legte die Hand feierlich auf sein Herz. Mein Leben gehört von diesem Augenblick an Ihnen; aber das Geld nehm' ich nicht.

„Ich bitte Euch, Vater," sagte Julie mit Thränen in den Augen, und bemühete sich, die Börse in seine Hand zu bringen; „ich bitte Euch, Jakob, nehmt!" Der Alte faßte wieder ihre Hand. Gutes, gutes Kind! Gott segne Sie! — Jakob setzte hinzu: und gebe Ihnen Glück und Wohl! — Sie wurde ängstlich, weil Beide mit Heftigkeit sprachen und ihre Hände drückten. Endlich ließ sie die Börse fallen, rief noch: Ihr müßt nehmen! und eilte nun, wie ein gejagtes Reh, durch die Thür in den Garten, und so auf dem vorigen Wege zu dem Schlosse.

Der alte Salier nahm die Börse vom Boden auf, und legte sie schweigend auf den Tisch. Also doch noch einen Gang vor dem Schlafengehn! sagte er. Ich möchte nicht, daß sie Ver-

druß darüber hätte. — „Ich für mein Leben nicht!“ erwiederte der Sohn. „Gebt mir die Börse! Ich bringe sie der Mutter. Die wird eher finden, als der Vater, daß die Tochter recht that.“ — Aber die Gräfin wird es für Hochmuth halten, daß wir das Geld nicht annehmen wollen. Der Graf wird eher finden, als die Mutter, daß wir recht thun.

Der Sohn ging auf das Schloß, ließ sich bei dei der Gräfin melden, und wurde in ihr Zimmer geführt. Ehrerbietig legte er die Börse auf den Tisch, und erzählte, wie er dazu gekommen war. Die Gräfin fragte lächelnd: und Ihr behieltet das Geld wohl gern? — „Nein! wer möchte gern unredlich seyn!“ Die Gräfin sah ihn scharf an. Ich höre, sagte sie kalt, Ihr werdet das Dorf verlassen. Da du ein so ehrlicher Bursche bist, so hätte ich wohl Lust, dich in das Haus zu nehmen. Jakob schüttelte den Kopf. „Ich kann Alles verlassen; nur nicht meinen Vater.“ — Wenn ich aber deinem Vater das Geld schenkte? — Jakob erröthete. „Dann würde ich sehr glücklich seyn. Mein guter Vater! Aber ich muß mein Brot erwer-

ben. Bedienter mag ich nicht werden; denn ich heiße Salier."

Jetzt kam Julie eilig in das Zimmer. Als sie die Börse sah, rief sie: „o, das dacht' ich! Ach, liebe Mutter . . .!" —

Die Gräfin gab dem Jünglinge die Börse, und sagte sanft: das Geld ist dein; und wenn es euch noch fehlt, so rechnet auf mich. Julie hüpfte vor Freude, und rief: „sie bleiben hier! Nun werdet Ihr morgen früh nicht nach dem Kirchhofe gehen! Siehst du? Es war nicht die letzte Flasche Wein, die dein Vater trank! Ich freue mich, daß Ihr glücklich seyd." Sie gab Salier die Börse, reichte ihm die Hand, und wünschte ihm Glück. Der junge Mensch wollte gehen, und blieb; etwas sagen, und schwieg. Ja, gnädige Gräfin, rief er auf einmal mit bebender Stimme: ich will Ihr Bedienter seyn; Ihr und der Gräfin Julie Bedienter!

Die Gräfin nahm ihn auf der Stelle an, und befahl ihm nun, zu warten. Sie ging zu ihrem Gemahle, und erzählte ihm die Begebenheit mit einer gewissen Begeisterung. Der Graf blieb dabei nicht kalt; er erließ den Saliers die

Schuld, und die zweihundert Livres in der Börse waren noch außerdem ein Geschenk für sie.

Am folgenden Tage trat der junge Salier seinen Dienst im Hause des Grafen an. Er zeichnete sich durch Treue, durch Diensteifer, aber auch durch Ernst, durch Freimüthigkeit aus, und wurde daher nicht ganz wie die übrigen Bedienten behandelt. Sein Anstand war so edel, sein Blick so befehlend, daß der Graf unwillkührlich von zwei Geschäften das weniger niedrige immer ihm auftrug. Niemand im Hause befahl ihm auf eben die Weise, wie den übrigen Bedienten, so trocken, so kurz ab; ein sanfter Ton milderte den Befehl, oder man gab den Grund an, warum man befahl, als: ich gebrauche es; ich habe es da liegen lassen. Wenigstens wurde ihm mit einem freundlichen Blikke befohlen. Und doch hätte Jedermann gern ihn allein gebraucht; denn was Er bestellen und thun sollte, wurde ordentlich bestellt und gethan. Man wußte, daß sein freier Wille ihn zum Bedienten des Hauses gemacht hatte, und so sah man es ihm nach, daß er ausschließend nur Juliens Bedienter zu seyn glaubte. In ihrem

Vorzimmer saß er, hinter ihrem Stuhle stand er bei Tische, auf ihre Blicke merkte er; jeder Andre mußte warten, wenn sie sich umsah und etwas verlangte. Und Julie befahl ihm nicht, sie bat; denn sie sah, daß er sie nicht als seine Herrschaft, sondern als seine Wohlthäterin, bediente. Nie ging sie durch das Vorzimmer, ohne ein Paar Worte mit dem guten Salier zu sprechen, sich nach dem Befinden seines Vaters zu erkundigen, oder ihm sonst etwas Gütiges zu sagen. Die meisten Geschäfte ließ sie von einem andern Bedienten verrichten; hatte sie aber Kleinigkeiten in ihrem Zimmer zu machen, wobei sie selbst helfen konnte, z. B. Kupferstiche aufzuhängen: so durfte das sonst niemand thun, als Salier. Oder wollte sie etwas haben, wozu mehr Diensteifer, als Gehorsam, mehr Nachdenken, als bloße Willigkeit gehörte, so gebrauchte sie ihn. Durch Salier vertheilte sie ihre kleinen Wohlthaten im Dorfe; er mußte ihre Orangerie in Ordnung halten, die Lampen zu der Illumination an dem Geburtstage ihres Vaters in Stand setzen, ihr die Blumen pflükken, die sie tragen wollte, ihren zahmen Hänf-

ling füttern, kurz, Alles besorgen, was ihr Vergnügen ausmachte; zum Schicken, zum Holen brauchte sie einen Andern. Und das that Julie, weil sie des Jünglings Dankbarkeit ehrte, weil sie sein besseres Selbstgefühl achtete.

Salier fühlte das Feine in Juliens Betragen, und wußte oft nicht, wie er ihr seine Dankbarkeit, seine Ehrfurcht genug bezeigen sollte. Er that Alles, wenn es Juliens Vergnügen galt. Ihre Lieblingsblume, die Aurikel, blühete das ganze Jahr für sie; denn Salier trieb sie den Winter hindurch im Gewächshause mit einer solchen Vorsicht, daß es ihm nie daran fehlte. Julie fand jeden Morgen eine Aurikel auf ihrer Toilette, und an ihrem Geburtstage gewiß eine sehr seltne. Ihre Lieblingslaube war immer dicht und grün: denn Salier suchte jede Raupe, jedes Insekt ab; auch entstand rings um die Laube her ein Parterre von den wohlriechendsten Blumen aus allen Jahrszeiten. Das Hofgesinde feierte jedes Mal den Geburtstag der jungen Gräfin; und die Seele der Feier war Salier. Sie äußerte einen Wunsch; und, wenn es nur irgend in seinen Kräften stand, so

war der Wunsch erfüllt, ehe sie noch die Möglichkeit denken konnte.

Einmal, als sie eine junge, blühende Akazie bemerkte, sagte sie zu ihrer Mutter: ich wünschte, daß ein Paar solcher Bäume vor meinen Fenstern ständen. Salier erröthete, als er das hörte, und hatte nun keine Ruhe mehr. Er eilte zu dem Gärtner, welcher der Aurikeln wegen schon längst sein Freund war, und that ihm den Vorschlag, bei Nacht der jungen Gräfin ein Paar blühende Akazien vor die Fenster zu setzen. Der Gärtner machte Schwierigkeiten, und sagte: sie werden welk, sie verdorren, Salier! — „Man muß sie mit der Erde ausheben, mein Freund!" — Wie ist das möglich, Salier? — „Was ist dir unmöglich, wenn du Hülfe hast!" — Das eben, das eben! Wer wird uns helfen? — „Dafür laß mich sorgen, Gärtner!" — Er sorgte wirklich dafür. Alle jungen Leute des Dorfes versammelten sich während der Nacht im Garten, und man hatte Seile, Hebel und große Kübel, die sich öffneten und schlossen. Die Akazien wurden umgraben, und die Kübel mit Melonenhebern untergelegt, um die Erde mit fort

zu bringen. So hob man die Bäume, und setzte sie in stillem Triumphe vor Juliens Fenstern ein. Salier zitterte vor Freude, als er sie stehen sah, als der Gärtner ihm die Hand drückte, und ihm zuflisterte: es ist Alles gut; sie blühen fort: dafür stehe ich dir! Salier schlich sich nun leise auf Juliens Zimmer, öffnete die Fenster, bog die blühenden Zweige in Ordnung, daß die Blüthen in die Fenster herein hingen, und legte sich dann nieder, konnte aber vor Freude nicht schlafen.

Als Julie am folgenden Morgen in das Zimmer trat, und die Akazienblüthe in die Fenster herein hangen sah, rief sie in großer Ueberraschung: Salier! Sie erinnerte sich ihres Wunsches nicht mehr, und glaubte, er hätte ihr einige Zweige an die Fenster gebunden. So wie sie aber an das Fenster trat, und die Bäume sah, fiel ihr ein, was sie gestern gewünscht hatte, und sie sagte mit herzlichem Wohlwollen: o, der gute Salier! Sie brach einen blühenden Zweig ab, und steckte ihn an die Brust, um so (sie glaubte, das sey fast noch zu wenig) dem guten Menschen ihre Dankbarkeit zu bezeigen.

Nun öffnete sie das Vorzimmer, trat in die Thür, und sagte mit einem frohen, beinahe zärtlichen Lächeln: guten Morgen, Salier! Er wurde über und über roth, als er den Akazienzweig an ihrer Brust erblickte.

Sie sprach weiter nicht ein Wort mit ihm über den Vorfall, wahrscheinlich weil der weibliche Instinkt sie erinnerte, daß sie nicht sagen konnte, was sie gern gesagt hätte; und weil ein kaltes: „ich danke dir, guter Salier," nicht über ihre Zunge wollte. Doch der blühende Zweig vor ihrer Brust, mit dem sie im Nachtkleide aus ihrem Zimmer trat, um guten Morgen zu sagen, war Saliers reichliche Belohnung. Er hätte sich der Gräfin zu Füßen werfen mögen, um ihr seine tiefe Ehrfurcht zu beweisen. Nie vergaß er den lieblichen Anblick, und immer, wenn er an Julien dachte, sah er sie mit dem blühenden Akazienzweige.

Seit diesem Augenblicke mischte sich in die Empfindungen, welche die beiden jungen Leute für einander hatten, etwas Zarteres. Juliens Wohlwollen für Salier wurde feiner, und darum äußerte es sich weit scheuer, als vorher,

mehr in Mienen und Geberden, als in Worten. In Fällen, wo sie ehemals gesagt hätte: guter Salier, du bist sehr brav! sah sie ihn jetzt nur freundlich und gütig an. Sie rief ihn seltner als sonst, und hatte nie Geschäfte für ihn, wenn Gesellschaft da war, damit er nicht auch Andern aufwarten müßte. In seiner Ehrerbietung gegen sie war jetzt etwas Begeistertes: er drängte sich zu allen Diensten, die sonst Andere für ihn verrichtet hatten, studierte Juliens Mienen, so daß sie gar nichts mehr fodern durfte, that Alles, ehe sie befahl, und sprach nur mit Entzücken von seiner jungen Herrschaft.

Der Leser denke nicht etwa an Liebe. Freilich war der Stoff vorhanden, aus dem die Liebe entsteht; aber auf dem Grunde beider Herzen lag auch nicht einmal eine Ahnung dieser Leidenschaft, ja selbst nichts Aehnliches. In Saliers lebhaftesten Phantasieen kam nicht Ein Bild vor, das die Farbe der Liebe hatte. Es war Ehrfurcht eines Domestiken, mit reinem Wohlwollen für seine gütige Herrschaft gemischt; und Güte der Herrschaft gegen einen treuen, dienstfertigen Domestiken. Wäre es etwas An-

dres gewesen, so würde Julie ihrer Mutter, welche die Akazienbäume bemerkte, nicht gesagt haben: „die verdanke ich dem guten Salier. Er hat es möglich zu machen gewußt, meinen Wunsch zu erfüllen, so wie er alle meine Wünsche erfüllt.“ Salier würde nicht zu allen Domestiken gesagt haben: „die Gräfin Julie ist ein Engel! Ich liebe sie mehr, als mich selbst.“ Freilich bedurfte Salier nur Eines aufmunternden Blickes, damit seine Gefühle plötzlich in Liebe verwandelt würden; diesen Blick aber gab ihm Julie nicht. Wo gar keine Aussicht zum Genusse ist, da fehlt auch die Begierde; und die Phantasie ist todt, wenn nicht ein Blick voll Liebe, eine Lockung, eine ferne Hoffnung ihre Allmacht erweckt.

Salier wünschte wohl hundertmal, daß Julie ein Mann seyn möchte. „Dann,“ sagte er mit funkelnden Augen, — „dann würde ich sie lieben!“ Julie sagte zu ihrem Mädchen: „wenn du mich so liebtest, wie Salier, wie glücklich könnten wir seyn!“ Ein voller Beweis, daß die Liebe nicht im Spiele war: wie hätten sie das sonst sagen können!

Saliers Anhänglichkeit an Julien wurde mit jedem Tage fester, und trug das Gepräge seines Charakters: kalt von außen, und glühend von innen. Sie ehrte ihn, den bis zur Schwärmerei ehrgeitzigen Jüngling; und seine Dankbarkeit dafür wurde Schwärmerei. „Er verdient ein besseres Loos, als er hat!" sagte sie zu ihrem Vater. Salier konnte nicht schreiben, und las nicht einmal fertig. Das warf ihr Vater ein. Julie schickte ihn in ihre Bibliothek, ein Buch zu holen. Er brachte nicht das rechte. „Sieh, wenn du fertig lesen könntest," sagte Julie; „dann ..." — Salier erröthete. Seitdem saß er im Vorzimmer, und las ganze Tage. Das Ziel seines Fleißes war: Julien, ohne sich zu irren, ein Buch holen zu können. Julie sah ihn oft mit einem Lächeln des Beifalls an, wenn er las. Er mußte ihr einmal eine Seite lang vorlesen, und sie erstaunte über seine leidenschaftliche Deklamation. „Wenn du nun auch schreiben könntest, Salier!" sagte sie gütig. Er antwortete nicht, ließ sich aber noch an demselben Tage von dem Verwalter die Buchstaben vorschreiben, und mahlte sie mit

dem angestrengtesten Fleiße nach, weil Julie es wünschte. Schon nach vierzehn Tagen brachte er ihr eine geschriebene Rechnung über die Wohlthaten, die er den Monat hindurch vertheilt hatte. „Das ist erstaunlich!" sagte Julie. „Salier, was hätte aus dir werden können!"

Diese Worte entzündeten seinen Ehrgeitz, und er las, er schrieb nun noch fleißiger. Juliens Bücher, größten Theils Gedichte und Romane, gaben seinem Geiste einen höheren Schwung, und seiner Sprache eine höhere Bildung. Nun äußerte Julie gegen ihn ihre Absicht, ihm ein Aemtchen zu verschaffen; er schwieg aber dazu. Sie fragte: „wäre dir das nicht lieb?" Und er antwortete mit Kopfschütteln: dann könnte ich nicht mehr Ihr Bedienter seyn. — „Das kannst du ja auch nicht ewig bleiben." — Ich wünsche es. — „Guter Salier!" — Wem schmeichelte es nicht, sich so geliebt zu sehen! Sie sagte nie wieder etwas von ihrem Plane.

Um diese Zeit machte der Marquis Grisval Bekanntschaft in dem Hause des Grafen d'Ormesson. Er liebte Julien, sobald er sie sah, und seine Eltern hatten schon vorher eine Ver-

bindung zwischen beiden jungen Leuten beschlossen, im Falle, daß die Herzen derselben nichts dagegen hätten. Der Marquis war in der That ein angenehmer junger Mann, der sich in Paris nur lange genug aufgehalten hatte, um seine Sitten zu bilden, nicht aber, um auch sein Herz verderben zu lassen. Er fing, da er die Wünsche seiner Familie wußte, sogleich an, sich um Juliens Liebe zu bewerben. Seine männliche Schönheit, seine Ehrfurcht, seine zärtliche Liebe mußten ihm in Kurzem die Achtung, das Vertrauen, und endlich die Liebe Juliens gewinnen. Sie wurde eine Träumerin; dann fühlte sie Unruhe; endlich sank sie an das Herz des Geliebten, und gestand ihm unter süßen Thränen, was sie fühlte. Einen Monat hindurch ließ der Graf d'Ormesson den jungen Liebenden die Freude ihres Geheimnisses; dann aber drang er darauf, daß der Marquis sich feierlich um Julien bewerben sollte. Es geschah, und Julie war nun die Braut des Marquis Grisval.

Die Verheirathung wurde noch bis auf die Beendigung eines wichtigen Prozesses verschoben, den die Familie des Marquis zu führen

hatte; und so ging in dem Hause des Grafen weiter keine Veränderung vor, als daß der Marquis von Zeit zu Zeit dahin kam und ganze Monate in der Familie zubrachte.

Salier stimmte aufrichtig in den Wunsch des ganzen Hauses mit ein, daß Julie durch ihre Liebe glücklich seyn möchte. Er hängte sich jetzt mit herzlicher Zuneigung an den Marquis, Juliens künftigen Gatten, und, wie er hoffte, seinen künftigen Herrn. Diese Hoffnung äußerte er geradezu; und der Marquis nahm das freiwillige Anerbieten des treuen Menschen mit Güte auf: er versicherte ihn seines Wohlwollens, und zeigte ihm in seinem Benehmen die Achtung, die Salier verdiente und die sein Ehrgeitz wünschte.

Salier wurde immer mehr der Liebling des ganzen Hauses, und zwar durch eine Begebenheit, welche seinem künftigen Schicksale wahrscheinlich die erste Richtung gab, indem sie die Empfindungen seines Herzens auf ein bestimmtes Ziel hin leitete. Julie war gefallen und hatte sich den Fuß verwundet. Ein ungeschickter Dorf-Chirurgus wollte sie heilen; er ent-

flammte aber durch falsche Mittel die Wunde, so daß sie schmerzhaft wurde und ein leichtes Fieber veranlaßte. Noch war der ungeschickte Mensch recht guten Muthes; Julie verschwieg ihre Schmerzen und das Verschlimmern der Wunde, um seiner zu schonen und ihm den Triumph, daß er sie geheilt habe, zu gönnen. So gingen einige Tage hin; und nun machte der Chirurgus, der nicht einmal die Wunde rein zu erhalten wußte, bedenkliche Mienen. Er schlug sein einziges Buch nach, und glaubte daraus zu sehen, daß bei der Gräfin der kalte Brand da sey. Mit diesen fürchterlichen Bildern in der Phantasie ging er zu Julien, öffnete den Verband, zitterte, erblaßte, als er die Wunde schwarz sah, und stieß einen Schrei aus. „Was ist denn?" fragte Julie zitternd. O, ich Unglücklicher! rief der Chirurgus. Der kalte Brand! über und über der kalte Brand! — Julie wurde bleich, und rief erschrocken: „so muß ich sterben!" Ihr Mädchen stürzte zu dem Grafen in das Zimmer, schrie mit zerschmetternden Tönen: Hülfe! Hülfe! Es ist der kalte Brand! Die Gräfin Julie muß sterben!

Alles erstarrte. Der Vater, die Mutter und der Marquis eilten zu Julien; ihnen folgten die Domestiken, und in ihrer Mitte bleich und bebend Salier. Julie athmete kaum noch vor Angst. Der Wundarzt warf sich dem Grafen zu Füßen, versicherte seine Unschuld, und schwor, daß es kein andres Mittel gebe, die Gräfin zu retten, als ihr das Bein abzunehmen. Aber, setzte er ängstlich hinzu, es ist die höchste Zeit! Sehen Sie selbst! alles schwarz, wie mein Hut! — Der Marquis stürzte beinahe sinnlos an Juliens Bette hin. Der Vater rang in Verzweiflung die Hände. „Nach Cavaillon!" stieß er endlich hervor. Und nun warf er sich in noch größerer Verzweiflung auf einen Stuhl, weil er einsah, daß es jetzt unmöglich seyn würde, nach Cavaillon zu kommen.

Cavaillon war die nächste Stadt, wo ein geschickter Wundarzt wohnte. Sie lag aber jenseits der Sorgue, eines kleinen unbedeutenden Flusses, der indeß zuweilen so anschwillt, und so reißend ist, daß er alle Brücken wegreißt, und daß niemand über ihn kommen kann. — Kaum hatte der Graf den Nahmen „Cavail-

lon!" ausgerufen, so eilten der Marquis, Salier, und ein Theil der Domestiken aus dem Zimmer. Der Marquis warf sich auf ein Pferd, galoppirte vom Hofe hinunter, und war zuerst an dem Ufer der reißenden Sorgue. Salier kam ihm bald nach, und die Domestiken folgten.

Der Graf blieb bei Julien, die sich schon in einigen Minuten ein wenig erholt hatte, und versprach ihr Hülfe. Jetzt sprengte der Marquis über den Hof. Liebe Julie, sagte der Vater; sey ruhig! Da jagt der brave Grisval schon hin! . . . Wenn er nur über die reißende Sorgue wäre! Julie vergaß über die Gefahr, in welche ihr Geliebter sich stürzte, ihrer eigenen, und ließ sich an das Fenster bringen, weil man von da ganz bequem den tobenden Fluß übersehen konnte. So eben kam der Marquis an das Ufer, hielt still, und ritt dann auf und nieder, um eine Stelle zu suchen, wo er am besten durchsetzen könnte. Er wagte es, einige Schritte hinein zu reiten; aber das Pferd bäumte sich.

Julie zitterte, winkte ihm, und rief seinen Nahmen. Sie dachte nicht daran, daß er sie nicht hören konnte: so sehr hatte sie über die

Gefahr des Geliebten alle Besinnung verloren O Gott! rief sie; wie er mich liebt! Nun will ich gern sterben! In diesem Augenblicke kamen die Bedienten zu dem Ufer, mit Salier an ihrer Spitze. Es war ein furchtbarer Anblick, wie die Sorgue schäumend, brüllend, in hohen Wellen daher schoß, große Bäume mit sich fortriß, und jetzt die Wurzeln, dann die Zweige in die Höhe hob und über sich her stürzte; wie sie von Vauclüse ungeheure Felsen mit donnerndem Geprassel zwischen ihre Verwüstung vor sich hin wälzte. Nein, rief der Vater, von dem Anblicke erschreckt; es ist unmöglich! und in diesem Augenblicke stürzte sich Salier in den Fluß. „Salier!" rief Julie, bleich vor Schrekken; denn sie sah ihn nicht mehr. „O, die treue Seele!" rief sie mit brechender Stimme.

Nach einiger Zeit kam der treue Salier am andern Ufer wieder zum Vorschein, und flog den Weg nach Cavaillon zu, als ob er dem Tode entlaufen wollte. Cavaillon war in der That der einzige Ort, wohin man schicken konnte; denn die Dürance war eben so reißend, als die Sorgue, und zwischen beiden Flüssen lag

nicht eine einzige Stadt, worin ein Wundarzt wohnte. O Julie! sagte der Vater; jetzt zweifle ich nicht an Hülfe. Nur ein Wunder hat Salier gerettet. Daraus sehe ich, daß Gott dich mir erhalten will. — Für das Ueberkommen des Arztes war man weniger besorgt; denn selten tobte die Sorgue länger als einige Stunden, da ihre Quelle nicht weit von hier war.

Der Marquis kam endlich, erzürnt über seine Unentschlossenheit, wieder zurück. Julie schloß ihn mit Freudenthränen in ihre Arme, und er versicherte hundertmal, daß er für sie sterben wolle.

Der Graf machte Anstalten, daß der Wundarzt, wenn er käme, herüber könnte. Gegen Abend zeigte sich ein Wagen auf dem Wege von Cavaillon, und Alles eilte an die Fenster. Die Sorgue tobte noch immer; doch war die größte Gefahr vorüber. Salier, den man sogleich erkannte, führte den Wundarzt an das Ufer, und die Leute des Grafen brachten mit großer Anstrengung einen Kahn hinüber. Man sah, daß der Mann sich weigerte, in den Kahn zu treten. Die Leute des Grafen umringten ihn,

und baten, er möchte helfen. Als er noch immer nicht wollte, fiel Salier vor ihm auf die Kniee. Julien stiegen bei diesem Anblick Thränen in die Augen, und sie sagte: „o Gott! ließe er sich doch bewegen, mich zu retten!" Der Arzt war unerschütterlich, und ging sogar zu dem Wagen zurück. Als er schon den Fuß in den Tritt setzte, umfaßte ihn Salier, der nicht von seiner Seite gewichen war, hob ihn auf, und trug ihn, Trotz seinem Sträuben, in den Kahn, der nun sogleich vom Lande abstieß.

Der Wundarzt lag auf den Knieen, und schien sich zum Tode zu bereiten; Salier stand in dem Vordertheile des Kahnes, und lenkte ihn mit der größten Anstrengung durch Bäume und Felsenstücke. Sie kamen glücklich an das diesseitige Ufer; und sobald der Wundarzt auf festem Boden stand, schlug er mit großer Heftigkeit auf Salier los. Der ehrgeitzige Jüngling ließ sich ruhig schlagen, und zog den Mann nur gegen das Dorf zu.

Alles ging dem Wundarzte entgegen, der scheltend und fluchend an Saliers Arm die Treppe herauf kam. Salier sagte: „lieber Herr, ei-

len Sie nur! Sie sollen mich nachher schlagen, so viel und so lange sie wollen!" Der Mann wurde in das Zimmer geführt, und fragte mürrisch: wo ist die Kranke? Julie hielt ihm den Fuß hin, und er nahm den Verband ab. O, lieber Herr, fragte die Mutter schluchzend; wird sie gerettet? Ach Gott! muß ihr der Fuß abgenommen werden? — Der Mann schüttelte den Kopf, wusch die Wunde aus, und besah sie. Alles im Zimmer jammerte still bei seinem fürchterlichen Kopfschütteln. Endlich schlug er ein helles Gelächter auf, und rief: ich und dieser unbändige Narr (auf Salier zeigend), wir sind in Todesgefahr gewesen; und — die Gräfin ist in zweimal vier und zwanzig Stunden kurirt, ohne auch nur eine Zehe zu verlieren! — Alles fiel dem Arzte um den Hals, und jauchzte vor Freude. Man erzählte ihm die Begebenheit. Der Dorf-Chirurgus wurde gerufen und erhielt von ihm eine derbe Ohrfeige, mit der Warnung: ein ander Mal stürzet nicht durch Eure Unwissenheit Menschen in Todesgefahr! Der arme Mann glaubte noch immer, es sey von der Gräfin Julie die Rede, und nahm sehr rüh-

rend von ihr Abschied; aber ein allgemeines Gelächter brachte ihn aus seinem Irrthum.

Die Domestiken verließen nun das Zimmer. In der Angst, und dem Taumel der Freude war Salier gänzlich vergessen worden; nur Julie hatte ein Paar freundliche, dankbare Blicke auf ihn geworfen, die ihm die reichlichste Belohnung gaben. Als der Taumel der Freude sich endlich gelegt hatte, fiel zuerst dem Marquis der edle Jüngling ein, und er rief auf einmal: Salier! der treue großmüthige Mensch! O, sage Niemand, der Arme sey keiner Großmuth fähig! Wir verstehen es nur nicht, sie zu belohnen! — Er ging hinaus, suchte Salier, reichte ihm die Hand, und sagte: ich danke dir für deinen wahren Edelmuth. Rechne auf meine Freundschaft, und nimm diese Börse! — Salier schob die Börse zurück, und sein Auge wurde finster. Nimm doch! wiederholte der Marquis. „Mein Leben," erwiederte Salier, „ist nicht für Geld feil. Ich bin belohnt durch das Bewußtseyn, daß ich die Gräfin habe retten wollen." Keine Ueberredung konnte ihn dahin bringen, die Börse zu nehmen. Auch der

Graf bot ihm eine Belohnung an; er fühlte sich aber dadurch beleidigt, und schlug sie mit einer Art von Unwillen aus. Am folgenden Morgen brachte er Julien den Kaffee in ihr Zimmer. Sie lag noch im Bette, da sie durch die gewaltsamen Empfindungen am vorigen Tage ermattet war. Er setzte schweigend das Kaffeebret hin, und zitterte, weil er besorgte, daß auch sie ihm Geld anbieten würde.

Als er nicht aufblickte, rief Julie mit sanfter Stimme: „Salier!" und reichte ihm die Hand. Er zitterte noch stärker, nahm die Hand, und beugte sich ehrerbietig. „Salier," sagte sie gerührt; „du bist ein edler Mensch! Es geht mir sehr nahe, daß ein so sonderbarer Irrthum dir hätte das Leben kosten können. Ich weiß, du freuest dich, daß ich nicht in Gefahr bin; aber ich wünschte, guter Salier, . . . ja, ich wünschte, daß die Gefahr größer wäre, damit du die Freude hättest, mich gerettet zu haben! . . . Ich kann dich mit weiter nichts belohnen," fuhr sie gerührt und herzlich fort, „als mit der Versicherung, daß ich dich lieb habe, daß ich Theil an deinem Glücke nehme.

Gebe Gott, daß ich dir das einmal beweisen kann!"

Wenn ich nur bei Ihnen bleiben darf! antwortete Salier leise.

„Das? nur das?" sagte sie, freundlich lächelnd und bewegt. „Das sollst du! bei mir bleiben, so lange ich lebe! Gewiß, Salier, ich habe dich sehr lieb, recht sehr!" Die Thränen drangen häufiger aus ihren schönen Augen, und sie konnte die letzten Worte vor Weinen kaum aussprechen. „Schenke mir eine Tasse ein," sagte sie noch. Das that er mit zitternden Händen; dann verließ er, ohne etwas zu sagen, und tief gerührt, das Zimmer. Er fühlte sich von Julien belohnt; sie hatte ihm kein Geld angeboten.

In dieser Stunde der Rührung dachte Julie mit einer unangenehmen Empfindung daran, daß der Marquis weniger für sie gethan hatte, als Salier. Sie scherzte mit ihm darüber; aber dennoch drückte sich Saliers edelmüthige Treue immer tiefer in ihre Seele. Sie fühlte das größte Vertrauen zu ihm, und es that ihr wohl, daß es sein Wunsch war, bei ihr zu blei-

ben. Ihre Liebe zu dem Marquis vertilgte indeß den widrigen Eindruck, den die Vergleichung zwischen seinem und Saliers Benehmen bei ihr gemacht hatte. Sie wurde wieder sehr glücklich in dem Besitz ihres Geliebten und des treuen Salier.

Bei Salier nahm die Phantasie einen andern Gang, und zwar durch eine ganz zufällige Veranlassung. Die Domestiken des Hauses sprachen viel über die Begebenheit. Als du in das Wasser sprangest, sagte einer, da glaubte ich, es wäre der Marquis. Ich rief: Gott erbarme sich! nun sind die Brautleute Beide verloren! Der Jäger aber schrie: der arme Salier! Und nun sah ich, daß der Herr Marquis noch ganz trocken am Ufer stand.

Unter uns, sagte der Jäger; für den Bräutigam, hätte sich der Sprung in's Wasser wohl besser geschickt, als für dich! Sieh, Salier, die Gräfin ist nur deine Herrschaft, und du sprangest für sie in den Tod. Was würdest du erst für eine Braut gethan haben!

„Da hätte ich mich vielleicht besonnen,"

sagte Salier. „Ich glaube, das kann ich nur für unsre gute Gräfin."

Ja, das wohl! Aber wenn nun die Gräfin deine Braut wäre! Das mein' ich. Wenn du an der Stelle des Marquis gewesen wärest! Das mein' ich!

„Wenn die Gräfin Julie meine Braut wäre?" wiederholte Salier langsam; „dann spränge ich in die Hölle."

Nun ja! Darum sag' ich: der Marquis hat die Gräfin nicht halb so lieb, als du sie haben würdest, wenn sie deine Braut wäre.

Salier wendete sich ab, und murmelte vor sich: „wenn sie deine Braut wäre!" Da stand Julie in ihrem Morgenanzuge, mit der Akazienblüthe an der Brust, vor seiner Phantasie, und bot ihm den Zweig, wie sie ihm diesen Morgen die Hand geboten hatte. Aber nicht lange, so war die Gestalt verschwunden, und er sah in Julien wieder die Gräfin, seine Herrschaft. Nur wie in einem Blitze erschien seiner Phantasie dieses Bild; keine Hoffnung, nicht die kleinste, konnte es erhalten, und seine Liebe verging schon im Entstehen.

Jetzt

Jetzt hefteten sich aber seine Gedanken desto fester auf den Marquis. „Nein," dachte er: „der liebt sie nicht; sonst würde er so wenig wie ich gesehen haben, daß die Wellen tobten. Er liebt sie nicht, und die Gräfin wird unglücklich seyn!" Nur dieses Bild hielt er fest, und mahlte es weiter aus. Er machte nicht den geringsten Anspruch auf Julien; aber — Grisval war ihrer nicht werth. Eine finstre Wolke hing auf seiner Stirn, wenn der Marquis seinen Arm um Julien schlug; er zog die Augenbraunen zusammen, so oft er das Wort „Liebe" aus dessen Munde hörte.

So wie er Julien für unglücklich hielt, fühlte er auch, daß Er sie durch sein Herz mehr verdiente, als Grisval, und daß er mehr für Julien thun könnte, als dieser. Nun entstand eine seltsame Eifersucht in seiner Seele: niemand sollte die gute und schöne Julie besitzen, als wer Alles für sie zu thun im Stande wäre. An sich selbst dachte er nicht. Die Liebe drang durch einen ungewöhnlichen Eingang in sein Herz.

Salier war ohnehin selten heiter; aber jetzt

lag eine wirkliche Schwermuth auf seinem Gesichte, die Julien bald merklich wurde. Sie sah, daß sein Blick oft dunkel und vielbedeutend auf ihr hing, und daß seine vorige Freundlichkeit gegen den Marquis sich in eine auffallende Kälte verwandelt hatte. Als sie einmal mit ihm darüber sprach, antwortete er stockend und mit dunklen Blicken so viel als gar nichts; und als sie ihn fragte: ich habe dich doch nicht beleidigt? da blitzte sein Auge auf. „Sie?" sagte er, und legte in großer Bewegung die Hand auf sein Herz. „Sie sind so gut, so gut!" —

Der arme Salier, dachte sie mit Kopfschütteln, ist nicht glücklich! Es flog ihr ein dunkler Gedanke über die Ursache seiner Traurigkeit durch den Kopf; sie machte ihn aber vorsetzlich nicht hell, weil sie auf den guten Menschen, der so viel für sie gethan hatte, nicht gern böse werden wollte.

Niemand im Hause beschäftigte sich mit diesen Kleinigkeiten, nur Julie zuweilen, und Salier immer; denn die Blicke der Uebrigen waren auf die furchtbare Begebenheit gerichtet, welche Frankreich verwüstet und dem menschlichen Ge-

schlechte so viel Blut gekostet hat. Die Revolution war ausgebrochen, der König gefangen genommen, und die alte Monarchie für eine Republik erklärt. Jetzt wurde besonders das südliche Frankreich der Schauplatz blutiger Verbrechen. Avignon, Aix, Marseille hatten ihre Mörder schon, die aber bald nicht mehr Schlachtopfer genug in den Städten fanden, und nun auch auf dem Lande morden und plündern wollten.

Der Graf d'Ormesson galt in seiner Gegend allgemein für patriotisch, da er große Aufopferungen für sein Vaterland gemacht hatte. Jetzt bekam er aber aus Marseille einen Brief, der ihm sagte, daß sein Nahme mit in dem Verzeichnisse der Geächteten stände. Er wurde durch diese Nachricht erschüttert, und der Marquis schlug ihm nun vor, sich mit seiner Familie nach Italien zu retten. Die strengen Gesetze gegen die Auswanderer hielten den Grafen zurück. Nein, sagte er; ich bin zu alt, um zu zittern, und zu stolz, um zu betteln. Sie mögen mich hier tödten! Mein Tod wird doch meiner Familie ihr Vermögen sichern.

Die arme Julie jammerte; sie sah ihre Eltern und sich selbst schon unter den Säbeln der Mörder, und beschwor ihren Vater, sich zu retten. Niemand bat den Grafen dringender, zu fliehen, als Salier; und niemand hatte mehr Muth, als er, sobald der Entschluß, zu bleiben, gefaßt war. Er versicherte Julien mit einem finsteren Blicke: „so lange ich lebe, soll niemand Ihren Vater anrühren!"

Salier war im Grunde der einzige Thätige. Er ging im Dorfe umher, sprach mit den Einwohnern von den Wohlthaten, von der Menschlichkeit Juliens, bereitete sie auf einen Besuch der grausamen Mörder vor, hauchte ihnen allen seinen Muth ein, und erstickte jede Anmaßung einiger unruhigen Köpfe schon im Entstehen. Sein Vater half ihm dabei, und der Graf freuete sich jetzt, daß er den alten Mann nicht aus dem Dorfe vertrieben hatte.

Es hing eine dumpfe, wortlose, traurige Stille über der Familie. Der Marquis versicherte Julien oft, daß er für sie sterben würde; und sie schlang zur Belohnung den schönen Arm um seinen Nacken. Jetzt stahlen sich Abgeschickte

der Mörder in das Dorf, und hielten Reden, um die Einwohner gegen den Grafen aufzuhetzen. Lange vereitelten Salier und sein Vater die Bemühungen der Bösewichter; doch endlich gelang es diesen, einige Leute im Dorfe durch die Bilder der Plünderung zu gewinnen. Schon fing man an, den Grafen zuweilen einen Tyrannen zu schelten; es entstand im Dorfe Zwietracht, und die Aussichten wurden trüber. Die Redlichen im Dorfe waren unter Saliers Anführung bisher noch immer die Mächtigern; jetzt aber lachte eine schreckliche Freude aus den Gesichtern der Andern, besonders der Emissarien: denn sie konnten die nahe Ankunft der Blutsäufer aus Avignon erwarten.

Salier machte noch einen Versuch, die Einwohner des Dorfes zusammen zu halten, und für den Grafen zu reden; es kam aber zu einem Gezänke. Einer der Abgeschickten zog den Säbel, und würde ihm den Kopf gespalten haben, wenn er nicht betrunken gewesen wäre. Salier warf ihn nieder, und rief die andern Redlichen zum Beistand auf; doch man half ihm mehr mit Entschuldigungen, als durch muthiges Han-

deln. Er ging blutend nach Hause; denn der Säbel hatte ihm den Arm gestreift.

Der Graf kam ihm entgegen. Was ist dir, Salier? — „Mir nichts. Aber, Herr Graf, das Dorf fängt an zu wanken. Die Blutsäufer erhalten die Oberhand; es ist auf Sie abgesehen. Die Gefahr ist näher, als Sie denken. Ich bitte, retten Sie Ihre Tochter und Ihre Gemahlin. Sie sind nicht eine Stunde mehr sicher." — Wohin aber Salier? wohin, mein Freund? — „Wir haben zwei Wege: nach Osten zu, in das Gebirge, durch Nizza nach Italien; oder über die Rhone nach Uzes, wo noch Alles ruhig ist.

Die Lebhaftigkeit, mit welcher Salier sprach, zog die ganze Familie herbei, die sich nun mit ihm im Bitten vereinigte. Ich habe ja, sagte der Graf, von der Municipalität in Avignon ein Zeugniß meines Patriotismus! Salier zuckte die Achseln, und blickte gen Himmel. Während sie noch so mit einander sprachen, kam der alte Salier leise, und sagte zitternd: ich bitte, eilen Sie fortzukommen; sonst werden Sie diese Nacht ermordet! Eine Bande blut-

gieriger Menschen wird noch diesen Abend hier seyn. Man will das Schloß umringen, damit Sie nicht entfliehen sollen. Ich gehe, um nicht verdächtig zu werden. Jakob, du bleibst doch bei ihnen? — Der Sohn bejahete. — So leb wohl, mein Sohn. Ich will thun, was ich kann!

Nun trug der Graf nicht länger Bedenken, zu fliehen. Weißt du Mittel, sagte er zu Salier, so rette uns! Salier eilte, ohne erst zu antworten, hinunter, verschloß die Thüren, und verrammelte sie mit Balken und Steinen. Hinter dem Hause weg floß die Dürance, über welche oben im Dorfe eine Brücke führte. Salier ließ alle Hunde los; auch stellte er einige Domestiken an die Mauer, und gab ihnen den Auftrag, von Zeit zu Zeit eine Flinte abzuschießen, und das Thor nicht zu öffnen. Er bepackte sich mit Lebensmitteln, baarem Gelde und allen Edelgesteinen. Dann führte er die zitternde Familie durch den Garten an die jetzt seichte Dürance, und sagte: „hier ist unser Weg! Nur muthig!“ Er umfaßte Julien, hob sie auf, und trug sie vorsichtig durch den Fluß.

Eben so die Gräfin. Dann führte er den alten Grafen hindurch, und zuletzt den Marquis.

Jetzt (es war schon finster) holte er auch das Gepäck, und vertheilte es unter die drei Männer. Kaum war das geschehen, so hörten sie schon hinter sich ein fürchterliches Geschrei, eine Menge Flintenschüsse, und ein heftiges Stoßen an die Thore des Schlosses. Da sind die Mörder! rief Julie, und schlug die Arme um Salier. „Fürchten Sie nichts!" erwiederte er, und drückte Julien mit froher Begeisterung an sich.

Sie eilten in ein Gehölz. Hier zündete Salier eine Blendlaterne an, öffnete ein großes Paket, und gab Allen Bauerkleider, die sie mit ihren eignen vertauschen mußten. Er verbarg die besseren Kleider in einen hohlen Baum, und ging dann mit der Blendlaterne weiter. Aber wohin führst du uns? fragte der Marquis. — „In Sicherheit!" antwortete Salier kalt. Jener bestand darauf, nach Digne zu gehen, wo er Verwandte habe. Salier sagte: „da weiß ich keine Sicherheit; die haben Sie aber, wohin ich Sie führe." Der Marquis flisterte Ju-

lien zu: es ist unbesonnen, uns der Rechtschaffenheit eines gemeinen Menschen anzuvertrauen! — „O,“ sagte Julie; „für seine Rechtschaffenheit stehe ich mit meinem Leben!“

Man ging traurig und schweigend weiter. An einem Kreuzwege blieb Salier stehen, hustete, und bekam von einer Stimme Antwort. Es war ein junger Bauer aus dem Dorfe, der ihm erzählte: die Blutsäufer sind da. Dein Vater ist gefangen. Sie wollen ihn ermorden, wenn du nicht zurückkommst und den Aufenthalt des Grafen entdeckst. Das Schloß ist geplündert. Sie haben ein Todesurtheil mitgebracht; die Municipalität in Marseille hat es unterschrieben. — „O, mein Vater!“ rief Salier im tiefsten Schmerze. — Siehst du, wie sie suchen? (Man sah jenseits des Flusses Fackeln im Felde.) Hierher wird niemand kommen; denn die Brücke war besetzt, und die Furt am Garten kennt man nicht. Aber eile! Was soll ich deinem Vater sagen?

„Sag' ihm, . . . sag' ihm, . . . daß ich ihn retten werde, sobald die Gräfin Julie in Sicherheit ist! . . . Lassen Sie uns eilen!“

Der Marquis ging mit dem Grafen hinten nach. Wir vertrauen unser Leben einem Menschen, der seinen Vater retten kann, wenn er uns verräth? — Marquis, er hat sein Leben schon einmal für Julien gewagt. Wem könnte ich mehr trauen, als eben ihm!

Salier trieb, zu eilen; denn die Fackeln im Felde näherten sich. Man sah schon ganz deutlich, daß sie über die Brücke kamen, und konnte schon die Stimmen unterscheiden, die einander zuriefen. Die Fliehenden wurden immer ängstlicher. Aber, Salier, fragte der Marquis verdrießlich: worauf stützt sich unsre Sicherheit? — Er antwortete kalt: „auf mich!"

Das Geschrei im Felde kam näher. Salier blieb stehen, und sagte zu dem Marquis: wollen Sie nicht jene Fackeln ein wenig irre leiten? Sie gehen hier am Bache hinauf, bis Sie hinter den Fackeln sind. Dann rufen Sie, so laut sie können: hier! hier! Es lebe die Republik! So ziehen Sie die Fackeln über den Bach, und geben ihnen, auf dem Wege nach Digne zu, eine falsche Richtung. Wir bleiben noch eine Stunde an diesem Bache: da, wo er den ein-

zigen Sturz hat, treffen wir die Avignoner Straße; und auf der geht es fort. Sie können uns nicht verfehlen. Ich muß das Gepäck tragen, und führen." Der Marquis zögerte. Und wenn sie mich verfolgten, und ertappten! In der That, du giebst mir da eine gefährliche Rolle! — „Julien zu retten!" erwiederte Salier kalt. Er warf die Pakete ab, sagte dem Grafen den Weg, und lief an dem Bache zurück. Der Marquis trug das eine Paket, der Graf das andre; und Alle gingen weiter, jetzt ängstlicher als vorher, weil Salier nicht mehr bei ihnen war. Endlich hörten sie einige Pistolenschüsse; auch sahen sie, daß die Fackeln sich in einer ganz entgegengesetzten Richtung entfernten und alle auf Einem Punkte verschwanden. Salier hatte seine Absicht glücklich erreicht, und nach einer Stunde war er keuchend wieder bei seinen Gefährten. (Julie hatte nicht geschwind gehen wollen, damit der gute Salier sie desto eher einholen könnte.)

Jetzt kamen die Wanderer an ein Dorf, worin ein Freund des Marquis, der ehemalige Gutsherr, wohnte. Salier bog von der Land-

straße ab, sobald er die Laterne der National-garden sah, die am Eingange wachten, um die Pässe abzufodern. Der Marquis drang darauf, er wolle durch einige Gärten in das Dorf zu seinem Freunde. „Und uns verrathen!" sagte Salier trocken. — Verrathen? erwiederte der Marquis. Hast du allein ein Herz? — „Nein," antwortete Salier; „aber ich kenne die Umstände besser, als Sie." Der Marquis zankte, und nahm wirklich die ganze Familie des Grafen für seine Meinung ein. Es wurde beschlossen, durch die Gärten in das Dorf zu gehen, um doch wenigstens ein Paar Pferde für die Damen zu bekommen. Salier gab endlich nach; doch bestand er darauf: der Marquis und er müßten voran; der Graf und seine Familie sollten langsam folgen. Auf den Fall, daß sie Lärmen hörten, sagte er ihnen, welchen Weg sie zu nehmen hätten.

Der Marquis und Salier näherten sich jetzt leise den Hecken. Ein Paar Stimmen riefen ihnen entgegen: wer da! Der Marquis schwieg. Salier antwortete: „Patrioten, die den Weg verloren haben." — Heran hier, die Pässe her!

erwiederte die Stimme. — Geschwind zurück! flisterte der Marquis zitternd. — „Nein, wir verrathen den Grafen!" sagte Salier; aber der Marquis war schon auf der Flucht. Garden! rief die Stimme: hier! Feinde des Vaterlandes! Auswanderer! Heran! zu den Waffen! — Der Marquis floh zu dem Grafen. Salier ging langsamer nach der entgegengesetzten Seite, und sprach ganz laut mit zwei Stimmen. Er wurde verfolgt, zog die Garden weit genug hinter sich her, und kehrte dann durch Umwege zu dem Grafen zurück.

Warum folgtest du mir nicht? fragte der Marquis. — „Um die Gefahr nicht hierher zu ziehen. Man sucht uns jetzt auf dem Wege, den wir gekommen sind. Lassen Sie uns eilen! Bald sind wir in Sicherheit." Du guter, edler Mensch! sagte Julie, und drückte ihm die Hand, als sie den Zusammenhang erfuhr. Der Marquis ging unzufrieden weiter.

Mit dem Anbruche des Morgens stießen sie, als sie aus dem Wege links an die Sorgue bogen, auf vier Nationalgarden, die an einem Gebüsche saßen, um die Landstraße zu beobach-

ten. Halt! riefen diese. Bürger! woher? — Die Andern zitterten; Salier antwortete ruhig: „von Sisteron! Patrioten, von den Royalisten vertrieben. Wir gehen nach Avignon, um uns zu rächen. Hole der Teufel die Royalisten!“ — Zeigt eure Pässe! — „Pässe, Kamerad? Wir danken Gott, daß wir das Leben behalten haben. In Avignon soll man uns Pässe geben.“

Ein Garde faßte den Grafen: So müßt ihr nach Avignon! Ihr seht mir aber nicht aus, wie Landleute. Was habt Ihr da? Laßt sehen! — Salier riß dem Einen den Säbel aus der Scheide, und den Andern rannte er mit einem Stoße zu Boden. „Den Weg fort!“ rief er dem Grafen zu, als die beiden andern Garden die Säbel zogen. Julie und ihre Mutter flohen den bezeichneten Weg, und der Graf folgte ihnen nach. Ein Garde traf Saliern mit einer Pike auf den Kopf; dieser aber schlug um sich, wie ein Löwe. Der zweite Garde griff ihn, und die beiden übrigen den Marquis an. Als dieser zu dem Grafen floh, wurde er verfolgt, und der Eine schoß mit einem Terzerole nach ihm. Der Graf verlor die Besinnung, hörte

hinter sich rufen: stoß die alte Bestie nieder! und lief dennoch weiter. In diesem Augenblicke kam Salier schnell wie ein Pfeil daher, mit einem Garden hinter sich. „Lumpengesindel!" rief er, und schlug den Einen, der den schwachen Grafen schon gefaßt hatte, nieder. „Lumpengesindel!" rief er noch einmal, und traf den Andern so kräftig in die Schulter, daß er heulend davon lief. Der vierte blieb stehen, als er seine Kameraden so übel bewillkommen sah. „Den Berg hinauf!" rief Salier dem Grafen zu, stürzte dem vierten entgegen, und verjagte ihn. Nach einer Viertelstunde kam er in Triumph mit dem Gepäcke nach, das er vorher abgeworfen hatte. Nun ging es rasch über die schöne Ebne von Lille. Der Marquis aber hatte sich in die Gebüsche verloren, und ließ sich nicht wieder sehen.

Mit dem ersten Blicke der Sonne standen sie vor einem Thale, das auf allen Seiten von einem Bergrücken eingefaßt war, und in dessen Grunde die Sorgue mit ihrem hellen, reinen Wasser floß. Salier rief: „Gott Lob! wir sind gerettet!" Er führte die ermattete, un-

glückliche Familie einen engen und steinigen Weg in die Höhe. Der Pfad wurde immer rauher, die Gegend dürrer und öder; ungeheure Felsstücke hingen über ihnen, und weiße Klippen, mit ein wenig Moos bewachsen, machten die Gegend furchtbar erhaben. Saliers Ausruf: „wir sind gerettet!“ hatte der Familie neue Hoffnung gegeben, aber mit ihr auch das Gefühl ihrer erschöpften Kräfte. Sie setzten sich zwischen die Felsen. Salier packte Lebensmittel aus, blieb stehen, und wollte sie bedienen. Der Graf aber sagte gerührt: hierher setze dich! Du gehörest jetzt zu meiner Familie. — Julie sah ihren Retter sanft lächelnd an, und rückte näher an ihren Vater, damit er Platz bekäme. Salier erröthete, und setzte sich mit pochendem Herzen neben ihr nieder. Man mußte aus der Flasche trinken; Julie gab sie Saliern, als sie getrunken hatte. Er nahm nur ein Paar Tropfen, um den Vorrath zu sparen; sie bemerkte es, und es stiegen Thränen in ihre Augen. „Ich bitte dich,“ Salier, sagte sie, und reichte ihm die Flasche hin; „sey nicht besser, als wir! Trinke mehr!“

Nun

Nun standen sie wieder auf, um weiter zu gehen. Salier führte Julien; der Graf seine Gattin. Julie, in ihren Bauerkleidern, war dem Jünglinge nicht mehr die Gräfin; er sah sie dreister an als sonst, und in seiner Brust erhob sich jetzt der nie gefühlte Wunsch, sie einmal an seine Brust drücken, einmal ihre rothen Lippen küssen zu dürfen. Jetzt drang die Liebe durch tausend Pforten in sein eröffnetes Herz. Seine Pulse flogen; sein Arm, in welchen Julie ihre Hand gelegt hatte, zitterte. Er vergaß ihr Schicksal, und hätte gern triumphirend ausrufen mögen: o, wie glücklich bin ich!

Nun stiegen sie zwischen steilen, hohen Klippen hinan, und standen endlich vor einer ungeheuren Höhle, welche die Natur in einem Felsen gebildet hat, und aus der die Sorgue ihr helles Wasser hervorgießt. „Die Quelle von Vauclüse!" rief Julie; „nicht wahr?" — Salier bejahete es. Sie gingen in die Grotte, und waren bald von einer fast nächtlichen Finsterniß umgeben. Salier zündete seine Laterne an, und führte die Familie weiter in eine klei-

Die Gräfin war ängstlicher; sie sagte: wenn er gefangen wäre! Und so wie sie die Folgen dieses Unglücks überdachte, warf sie sich trostlos, und mit einem Schrei, ihrem Manne in die Arme.

Auch Julie übersann die Folgen, und sah bald ein, daß sie und ihre Eltern ohne Rettung verloren wären, wenn Salier nicht wieder käme. Sie verließ die Höhle, um zu sehen, ob sie ihn nicht entdecken könnte. Als sie um den Felsen hervor bog und auf eine Erhöhung treten wollte, stand Salier, wieder schwer bepackt, vor ihr. Ihre Freude war nun so groß, daß sie Alles vergaß, ihm entgegen eilte, die Arme um ihn schlang, und ihn mit dem Ausruf: „Gott Lob, Salier, daß du wieder da bist!“ an ihre Brust drückte. Er umfaßte sie heftig, und hielt sie, wie betäubt, lange in seinen zitternden Armen. Sie weinte, machte sich endlich mit Aengstlichkeit aus seinen Armen los, und ging zu der Grotte. Er folgte ihr schweigend, beinahe taumelnd, und fühlte den schärfsten Schmerz, zugleich mit dem seligsten Entzücken: sein Vater war ermordet; und Julie

hatte ihn an ihre Brust gedrückt! Gedankenlos trat er in die Höhle, blieb mit seiner schweren Last im Eingange stehen, und starrte, ohne zu sprechen, nur die schöne Julie an, die in der Dämmerung vor ihm stand.

Erst, als der Graf ihn anredete, besann er sich wieder. Man aß und trank von dem, was er mitgebracht hatte, und Julie bot auch ihm an. Er schüttelte aber schweigend den Kopf, und fing endlich an zu schluchzen. Als man die Ursache seiner Betrübniß zu wissen verlangte, sagte er zitternd: „mein Vater ist ermordet! Ich habe ihn sterben sehen, ach! und durfte ihn nicht retten! Ihr Leben war der Preis des seinigen!" Er warf sich auf den Boden nieder, und war außer sich. — Sind wir denn sicher? fragte der Graf nach einer Pause. Salier schwieg eine Weile, und sagte dann mit Bitterkeit: „es kostet mir ja meinen Vater, daß Sie sicher sind!"

Diese Worte sprach er mit einem so seltsamen Accente, daß Julie ihr ganzes Herz davon erschüttert fühlte. Sie ging auf ihn zu, und umfaßte ihn am Boden, um ihn aufzurich-

ten. Als er ihre Arme an seiner Brust fühlte, richtete er sich auf, und streckte ihr die seinigen entgegen. Julie, welche die Größe des Opfers empfand, und des Opfers würdig war, sank zu ihm nieder, und drückte ihn an ihre schlagende Brust. Der Graf küßte ihn; die Gräfin drückte ihn an ihr Herz, und nannte ihn mit froher Dankbarkeit: „mein Sohn! mein guter Sohn!" Betäubt von seinen heftigen Empfindungen, sank der edle Mensch zu Boden. Julie rieb ihm die Stirn mit Wein, und er erwachte unter ihren Händen, unter ihren Thränen, aus seiner Ohnmacht.

Man tröstete sich, aß, und legte sich endlich zur Ruhe. Salier ging, so sehr man ihn auch bat, es nicht zu thun, vor die Grotte, um Wache zu halten. Julie brachte ihm einen Armvoll Heu von ihrem Lager, und sagte: „laß mich doch etwas für dich thun, guter Salier; oder ich muß vor Beschämung sterben! Du sollst auf diesem Heu schlafen; du sollst! und an mich, an Julien, die du gerettet hast, denken." Salier faßte ihre Hände, benetzte sie mit Thränen, drückte das Heu an seine Brust,

und sagte leise: „o, mein gequältes Herz wird auf diesem Lager Ruhe finden!"

Julie ging weinend in die Grotte zurück. Als sie am folgenden Morgen erwachte, stand der Jüngling an ihrem Lager, betrachtete sie bei dem Lichte seiner Blendlaterne, und wendete sich sogleich ab, als sie die Augen öffnete. Jetzt fing sie an zu merken, daß er sie liebte; aber in ihrer Brust war keine Spur von Zorn über ihn. Sie erröthete nur, und fühlte sogar einen gewissen Unmuth über sich selbst, daß sie seine Liebe nicht erwiederte: denn sein Edelmuth hatte ihn zu ihr erhoben, ihre Lage sie zu ihm heruntergebracht. Er flisterte: „guten Morgen! . . . Sagen Sie Ihren Eltern, daß ich weggegangen bin, um Anstalten zu ihrer Rettung zu treffen." Nun setzte er die Laterne nieder, und sagte leise: „leben Sie wohl bis zum Wiedersehen." Sie reichte ihm mit den Worten: aber bleib nicht zu lange! die Hand. Er knieete neben ihr nieder, drückte die Hand an seine Lippen, und ging, ohne daß die Eltern erwachten.

Julie warf sich unruhig auf ihrem Lager

Der Morgen fing an zu dämmern, und man hörte die Nationalgarden am Ufer einander zurufen. Die Schiffer wurden ängstlicher, und äußerten, daß sie umkehren oder anlegen wollten. Noch ließen sie sich durch Saliers Bitten bewegen, weiter zu rudern; als sie aber den étang de Berre hinter sich hatten, und noch immer kein Schiff sahen, verloren sie allen Muth. Sieh, sagte der Eine zu Salier; nun kommen wir in den Busen von Marseille. Da liegt Alles voll Schiffe, und es ist nicht durchzukommen. Auch würde unser kleines Fahrzeug in der Brandung umschlagen. Laß uns umkehren! Da ist am Ufer bei der Mündung ein Gehölz . . .

„Ich kenne es," unterbrach ihn Salier; „es steckt voll Lumpengesindels. Der Morgen bricht an, und es wimmelt am Ufer von Garden. Das ist nichts." (Er nahm eine Pistole aus der Tasche.) „Zieht das Segel auf, und fahrt nach Süden. Nicht ein Wort mehr von Umkehren! Zwanzig Stunden von hier, kommen wir auf die Höhe von Toulon. Ich verspreche euch zwanzig Louisd'or," — Dreißig! sagte der

Graf dazwischen — „wenn Ihr weiter fahrt; aber dem Ersten, der wieder von Umkehren spricht, jage ich eine Kugel durch den Kopf. Die Schiffer sahen, daß sie mit einem entschlossenen Menschen zu thun hatten, und spannten ohne längere Widerrede das Segel auf. Er selbst stellte sich an das Steuerruder, und nahm eine südöstliche Richtung. Die See ging hoch; die Schiffer arbeiteten aber aus allen Kräften, so daß sie nach einigen Stunden die Küste gänzlich aus dem Gesichte verloren hatten.

Salier machte durch Singen den Schiffern Muth; am meisten aber Julien, die hier, auf einem Nachen mitten im Meere, schon ein Raub des Todes zu seyn glaubte. Endlich sah man eine Englische Flagge. Salier schoß seine Pistole ab, und die Schiffer ruderten mit verdoppeltem Eifer. Das Schiff, eine Englische Fregatte, die vor Marseille kreuzte, nahm sie auf. So bald sie am Bord waren, fiel Salier vor Julien auf die Kniee, und sagte mit Schluchzen: „jetzt sind Sie gerettet! O, meine gnädige, gütige Herrschaft!" Er wollte ihre Schürze küssen; Julie schlug sie aber erröthend

zurück, und reichte ihm die Hand. Der Graf umarmte ihn weinend, und erzählte dem Capitain die näheren Umstände seiner Rettung. Auch dieser umarmte den edeln Jüngling, und die ganze Mannschaft, die seine Geschichte erfuhr, staunte ihn an. Der Capitain war in Verlegenheit, was er mit seinen Gästen thun sollte; aber der Zufall half ihm: man rief ein Hamburgisches Schiff an, das nach Triest bestimmt war.

Die Französische Familie wurde von diesem Schiffe aufgenommen, und kam schon nach einigen Tagen in Triest an. Hier überlegte man, was zu thun sey. Im Oestreichischen konnte man nicht bleiben; denn kaum erhielt die Gräfin Erlaubniß, sich drei Tage dort aufzuhalten, um sich von der Seekrankheit erholen zu können. Die Familie ging endlich in die Schweiz nach Bern, und bezog ein kleines Landhaus, in einer sehr schönen, aber sehr einsamen Gegend, einige Meilen von der Stadt.

Der Graf theilte zwar mit seinen ausgewanderten Landsleuten ihr unglückliches Schicksal, aber nicht ihre Hoffnungen. Er lebte da-

her von dem kleinen Schatze, den er gerettet hatte, sehr sparsam. Auch hier wurde Salier die Hülfe der unglücklichen Familie: er bauete den Garten, der zu dem Landhause gehörte, mit ungemeiner Sorgfalt, schaffte ein Paar Kühe an, und benutzte jeden Vortheil für seine Herrschaft. Des Grafen Vermögen würde nicht lange gedauert haben, wenn Salier nicht gewesen wäre. Alle drei Ormessons fühlten, wie außerordentlich sie dem edlen Menschen verpflichtet waren: sie hatten Herzen, das zu fühlen, und behandelten Salier nicht wie einen Domestiken; er aber begegnete ihnen mit einer noch weit tieferen Unterwürfigkeit als ehemals.

Juliens Besorgniß, daß Salier ihr seine Liebe erklären würde, verlor sich gänzlich; denn er behandelte sie mit einer Ehrfurcht, die ihr selbst sehr lästig wurde. Aber dennoch sah sie oft die innigste Liebe aus dieser Ehrfurcht hervorblicken. Wenn sie es nicht zu bemerken schien, konnte Salier sie wohl stundenlang betrachten, und dabei hob sich seine Brust von Seufzern.

Noch immer war es sein theuerstes Vergnügen, jeden ihrer kleinen Wünsche zu erfüllen,

ohne daß er auch nur das Mindeste dafür foderte. So viele Liebe, eine so uneigennützige Anhänglichkeit mußte in ihrem Herzen zärtliche Freundschaft, herzliches Wohlwollen für Salier erregen. Sie hatte keine Neigung, seine Liebe durch Gegenliebe zu belohnen; aber sie that Alles, was sie konnte, ihn glücklich zu machen. Sie trug die einfachen Kleider des Mittelstandes, besorgte mit Salier die Wirthschaft, verrichtete mit ihm die leichtere Gartenarbeit, ließ sich von ihm in der Küche helfen, bat ihn, in den Nebenstunden ihr vorzulesen, und kam und ging nie, ohne ihm die Hand zu reichen.

Salier schien mit diesen Beweisen von Güte sehr zufrieden. Er wird sich nicht immer damit begnügen, dachte Julie; er wird mehr verlangen. Sie irrte sich aber. Nur die dunkel glühenden Blicke, womit er sie oft betrachtete; nur die langen Seufzer, die seine Brust hoben; nur die finstere, trauervolle Schwermuth, wenn von Juliens Liebe zu dem Marquis, und von der Hoffnung, ihn einmal wiederzufinden (auch er war ausgewandert) gesprochen wurde; — diese trauervolle Schwermuth, mit welcher Sa-

lier dann das Zimmer verließ, und einen Kreis von dunklen Tannen aufsuchte, wo ihn Julie gewöhnlich noch Abends antraf, wie er nachdenkend und leise ein Lied ohne Sinn in einer traurigen Melodie sang: nur das verrieth ihr seine Liebe; nie ein Wort, ein unbescheidener Blick, oder eine auffallende Bewegung.

Diese Bescheidenheit war selbst für Julien ein Räthsel; und — ein Mädchen kann Alles leichter ertragen, als die Ungewißheit, ob sie geliebt sey, oder nicht. Julie näherte sich dem treuen Salier um einen großen Schritt. Sie folgte ihm, wenn er allein in den Garten ging, hängte sich in seinen Arm, faßte seine Hand, setzte sich neben ihn unter den Tannen, und scherzte mit ihm auf die vertraulichste Weise. Wollte sie aufstehen, so legte sie ihren Arm auf seine Schulter, und erhob sich so. Salier brannte, zitterte, wendete sich hin und her, seufzte, und blickte traurig auf sie hin. Wenn sie dann fragte: was fehlt dir? so antwortete er: „ach, ich bin sehr glücklich!" aber weiter auch keine Sylbe. Sie sprach, weil sie zuletzt

halb böse wurde, von dem Marquis. Nun ergriff er mit einer Art von Wildheit ihre Hand, und sagte: „er wird kommen; dann sind Sie glücklich!" — Und Salier? fragte sie einmal unbesonnen. „Salier," erwiederte er, und wendete die Augen gen Himmel; „Salier wird glücklich seyn, wenn Sie glücklich sind!" Mit diesen Worten riß er sich von ihr los, und ging in das Gebüsch.

Sie sah ihm mit einem kleinen Seufzer nach, und fühlte Neigung, ihm zu folgen, und ihm zu sagen, daß der Marquis sich schwerlich jemals finden würde. Es kostete ihr Ueberwindung, das nicht zu thun. Die arme Julie konnte jetzt zuweilen eben so ernsthaft, eben so traurig werden, wie Salier. Ihr Zustand verwirrte sie. Was schon längst eine reine Liebe zu Salier war, hielt sie noch immer für Mitleiden mit ihm. Sein Schweigen hatte ihm ihre Liebe erworben, und er war glücklich, ohne es zu wissen.

Selbst Julie wußte nicht, was in ihrem Herzen vorging. Das Schicksal mußte erst alle

ihre andern Verbindungen zerreißen, ehe sie zu dem Gefühle kam, daß sie an Salier mit den unauflöslichsten Banden geknüpft war. Ihre Mutter hatte seit der Seereise gekränkelt, und starb. Julie liebte sie, und mußte also auch Salier lieben, der die Sterbende mit unglaublicher Geduld bewachte und pflegte. Nahe am Tode sagte die Gräfin: meine Julie! Dann reichte sie mit einem Blicke voll unaussprechlicher Dankbarkeit Salier die Hand, und sagte leise: „verlaß sie nicht, mein Sohn Salier!" — Ihre Hand erkaltete in der seinigen. Julie warf sich an seine Brust, und rief Einmal über das andere: „Salier, verlaß mich nicht!" — Er küßte knieend, und in heftiger Bewegung, die starre Hand der Gräfin, legte dann die eine Hand auf seine Brust, und streckte die andre gen Himmel, als wollte er feierlich schwören.

Nun stand er ruhiger auf, und sagte ernst: „ich verlasse Sie nicht; und . . . vielleicht finden wir den Marquis noch!" Julie fühlte, was er geschworen hatte: sie nicht zu verlassen,

auch wenn sie den Marquis wieder fände, und seine Liebe ihrem Glücke aufzuopfern. Ihr Gesicht glühete; ihr Auge funkelte. Sie reichte ihm mit Heftigkeit die Hand, knieete dann, wie er, an dem Leichname der Mutter nieder, legte die Hand auf ihre Brust, und schwor leise: ich will den edlen Mann belohnen! — Sie fühlte sich nach diesem Vorsatz erheitert; es hatte sich mehr Vertrauen zu einander in Beider Herzen gegossen. Sie waren in ihrem Betragen ernster, aber unbefangen, wie Bruder und Schwester.

Der Graf überlebte den Verlust seiner Gattin nur einen Monat. Julie war jetzt mit Salier allein, und es schien, als ob auf einmal ein ganz anderer Geist sie belebte. Sie trug jetzt so einfache Kleidung, daß sie sich kaum von einer Bäuerin unterschied. Vorher hatte sie mit der Haushaltung nur gespielt; jetzt war sie ernstlich damit beschäftigt, und auf Saliers Einwendungen dagegen, antwortete sie nur mit einem sanften Lächeln. Sie theilte mit Salier alle Arbeiten; und hatte sie alles ge-

than, so war sie mit unbegränztem Vertrauen in seiner Gesellschaft.

Diese Ruhe hatte erst kurze Zeit gedauert, da wurde ihnen ihr kleines Landhaus aufgekündigt. Sie suchten ein andres, fanden keins, und mußten nun die Schweiz verlassen, da ihnen allenthalben Schwierigkeiten wegen ihres Aufenthaltes gemacht wurden. Nun reis'ten sie nach Deutschland, und, auf Juliens ausdrückliches Verlangen, zu Fuß; doch trug Salier ihre Wäsche und ihre Kleidung. Sie wurden nirgends geduldet, hörten endlich, daß Braunschweig den unglücklichen Entflohenen eine Freistätte gab, und richteten ihren Weg dahin.

Salier kaufte einen kleinen Wagen mit einem Pferde, und so fuhr er immer weiter nach Nieder-Sachsen. Er sprach jetzt schon ziemlich gut Deutsch, da er, um weniger abhängig zu seyn und weniger betrogen zu werden, seit anderthalb Jahren vielen Fleiß auf das Erlernen der Sprache verwendet hatte. Auch Julie konnte sich schon so ziemlich darin

ausdrücken, und machte auf der Reise noch weitere Fortschritte.

Sie kamen endlich nach Wolfenbüttel, doch mit dem Entschlusse, nicht in der Stadt zu bleiben, sondern wieder auf dem Lande zu leben. Salier machte sogleich Bekanntschaft mit Landleuten, Wirthen, Oekonomen, und ging oft aus, um zu erfahren, ob er nicht irgendwo ein Bauergut kaufen könnte, was er am meisten wünschte. Bis dahin bewohnten Julie und er ein Stübchen mit einer Kammer in einem Bürgerhause. Als er einmal wieder von einem seiner Gänge nach Hause zurückkehrte, sah er den Marquis Grisval daher kommen, und wurde todtenbleich. Im ersten Schrecken zog er sein Schnupftuch hervor, um sein Gesicht zu verbergen; bald aber faßte er sich wieder. Nein, dachte er; es komme, wie es komme! . . . „Herr Marquis!" rief er mit zitternder Stimme. Der Marquis sah ihn an. „Kennen Sie Ihren Begleiter Salier nicht mehr?" — Gott im Himmel! Wo ist deine Herrschaft? Leben Sie noch? lebt Julie noch? —

Mit einem tiefen Seufzer antwortete Salier: „Julie lebt; die Eltern sind todt. Kommen Sie mit mir!"

Er verbarg seine Verwirrung, seine Angst, durch schnelles Gehen, und öffnete die Thür zu Juliens kleinem Zimmer. Der Marquis stürzte vor Freude aufschreiend hinein, und warf sich vor Julien nieder. Sie wurde bleich, und hielt sich an einem Stuhle. Doch auf einmal unterbrach sie Grisvals strömende Versicherungen seiner Liebe mit einer Frage nach seinem Schicksale. Er erzählte es ihr in wenigen Worten, und sagte dann: kommen Sie, geliebte Julie! Meine Mutter ist hier. Bei der sollen Sie wohnen, bis Sie gänzlich zu uns gehören!

Salier stand bleich und zitternd auf der Schwelle. Julie wurde immer verwirrter, und schien nachzudenken. Auf Einmal trat sie mit dem Anstande einer Fürstin, mit funkelnden Augen, auf den Marquis zu, und sagte in einem festen Tone: unsre Schicksale, lieber Grisval, sind so seltsam gewesen, daß man

uns nicht mit dem gewöhnlichen Maßstabe messen kann, ohne uns Unrecht zu thun. Ich habe mein Vaterland, mein Vermögen, meinen Rang verloren, und kann nie die Ihrige werden. Mein Herz, mein Leben, Alles, Alles, was ich bin, gehört diesem edeln Manne. (Sie faßte Saliers Hand, und zog ihn in das Zimmer.) Ich wäre schändlich undankbar, wenn ich nicht seine unaussprechliche Liebe und Treue, so gut ich kann, belohnte. Salier liebt mich, Herr Marquis; und ich liebe ihn von ganzem Herzen. Das hört er jetzt zum ersten Male von mir. Ja, Salier;" (sie warf den einen Arm um seinen Hals) „schon lange liebe ich dich, und ich würde die letzte Hoffnung meines Glückes verlieren, wenn ich einem andern Manne meine Hand geben sollte. Ich bin dein, deine Geliebte, deine Gattin!" Sie schlang nun beide Arme um ihn, drückte ihn an ihre Brust, und küßte zum ersten Male seine Lippen. Salier wurde noch bleicher; seine Augen füllten sich mit Thränen, und seine Brust hob sich gewaltsam. Er schwankte

und wollte reden, vermochte es aber nicht vor heftigem Schluchzen; sank vor Julien nieder, und umfaßte ihre Kniee. Endlich machte er seinem Entzücken durch den Ausruf: „o Julie!" Luft. Er sprang auf, sah Julien und den Marquis mit starren Blicken an, legte die Hand an die Stirn, setzte sich matt in einen Stuhl, und streckte der Geliebten die Arme entgegen, als ob er sie um Hülfe bäte. Julien wurde bange bei diesem gewaltsamen Zustande. Sie trat zu ihm, rief: „Salier! besinne dich! Ich bin dein, deine Julie!" und drückte seine zitternden Hände an ihre Brust. Den Marquis hatten Beide in dieser leidenschaftlichen Scene gänzlich vergessen.

Endlich lös'te sich Saliers Entzücken in einen Strom von Thränen auf, und er rief: „ist es kein Traum? Julie, lieben Sie mich wirklich?" Sie sank in seine Arme, und er umschlang sie innig. Der Marquis sah in diesen Ausbrüchen der so lange verhehlten Liebe sein Schicksal. Er that das beste, was er thun konnte, wünschte den Liebenden Glück, fand,

daß Julie recht thue, umarmte Salier, nannte ihn den beneidenswerthesten Mann, und verlor sich aus dem Zimmer, ohne daß die Liebenden es merkten.

Julie lag nun mit dem himmlischen Gefühle der beglückenden Liebe in Saliers Armen. Er würde jetzt durch seine schweigende Freude, durch seine dankbare Ehrfurcht ihr Herz gewonnen haben, wenn es nicht schon sein gewesen wäre. Um nicht unter der Last seines ungehofften Glückes zu erliegen, ging er endlich aus dem Zimmer. Er schlief nicht, er wachte nicht, und schien zu träumen. Seine Augen standen immer voll Thränen; sein Körper war so matt, daß ihn ein Kind hätte umwerfen können, obgleich ein neues Leben in seiner Seele flammte.

Julie glaubte, Saliers leidenschaftlichen, gewaltsamen Zustand bald endigen zu müssen, wenn nicht seine Gesundheit erschüttert werden sollte. Sie ließ einen ausgewanderten Geistlichen rufen, und bat, sie feierlich mit ihrem Geliebten zu vereinigen. Er kam, ohne daß

dieser es wußte. Als Julie so froh ihr Ja! sagte, zitterte Salier heftig, und wechselte die Farbe. Den ganzen Tag hindurch lag er fast immer zu Juliens Füßen, bezeigte ihr eine anbetende Ehrfurcht, und machte sich selbst Vorwürfe darüber, daß er es gewagt habe, ihre Hand zu nehmen.

Als sie am folgenden Morgen in seinen Armen erwachte, begrüßte er sie mit Thränen der Freude. Nur langsam gewöhnte er sich an sein Glück; und noch jetzt bringt ihn ein Kuß von Julien immer in einen fröhlichen Taumel.

Er fand bald, was er suchte, ein erledigtes Bauergut in B***, und kaufte es. Hier lebt er mit seiner Julie, ein heiliges Beispiel der Treue, des Edelmuthes, der Dankbarkeit, der ehelichen Liebe und des häuslichen Glückes. Julie ist Mutter eines Sohnes geworden, und liebt ihren Salier nun mit unbegränzter Innigkeit. Der Vater zeigte mir das Kind mit zitternden Händen und leuchtenden Augen. Er sagte mit brechender Stimme: „Juliens Sohn!" Auch die Mutter zeigte es mir nachher, und

sagte: „der Sohn des edelsten Mannes.“ Ich habe herrliche Stunden in dem Anblicke dieser heiligen Liebe gelebt. Als ich die beiden edlen Menschen verließ, bat ich den Himmel, sie vor allen Unfällen zu bewahren. Für mein eignes Glück hätte ich nicht herzlicher beten können!

X.

Die Stärke des Vorurtheils.

Die Stärke des Vorurtheils.

Der Graf Rollenhagen hob seine geliebte Schwester, die Frau von Dürbeck, aus dem Wagen. Sie war seit zwei Jahren Witwe, und ihr Mann hatte ihr nichts hinterlassen, als einen zweijährigen Sohn und einen mißlichen Prozeß, der ihr erst den Ueberrest ihres Vermögens kostete, und dann völlig gegen sie entschieden wurde. So nahm sie denn gern die Freistätte, die ihr Bruder ihr anbot. Hinter ihr stieg ein jugendliches, schönes Mädchen aus dem Wagen: ihre Kammerjungfer, oder ihre Gesellschafterin; denn sie war beides, je nachdem ihre Gebieterin Laune hatte. Der Graf machte dem lieblichen, sehr gut gekleideten Mädchen eine tiefe Verbeugung; und in diesem Augenblick rief seine Schwester: Garthofen, besorge Sie, daß alles ausgepackt wird! — Die Kleine trat wieder in den Schlag des Wagens,

und die Frau von Dürbeck sagte, als sie ihres Bruders Arm nahm: meine Kammerjungfer.

„Ein sehr schönes Mädchen, liebe Schwester!“ erwiederte er, und sah sich noch einmal nach ihr um. — Und für ihre Jugend sehr geistvoll, setzte die Frau von Dürbeck hinzu. Sie ist auch mehr meine Gesellschafterin, als meine Jungfer. Während sie in die Thür gingen, packte Wilhelmine (so hieß das junge Mädchen) Schachteln und Cartons aus.

Der Graf, ein junger zwei und zwanzigjähriger Mann, schön, unabhängig und reich, gehörte zu den Besseren seines Standes; denn er hatte eine zwar stolze, von ihrem Adel eingenommene, sonst aber vortreffliche Mutter, und einen hellen Kopf zum Hofmeister gehabt. Er war nur kurze Zeit in der großen Welt gewesen, und hatte seinen Charakter bloß polirt, nicht verloren. Die Schwester war an einem großen Hofe, wo sie mehrere Jahre lebte, nicht böse geworden, weil es ihr nicht an natürlicher Herzensgüte fehlte; doch hatte sie die schöne Einfalt der Natur verloren, schätzte den Werth der Menschen nu. nach Geburt, Rang oder Ti-

tel, und suchte das Glück nirgends als in den prächtigen Sälen der Großen. Es fehlte ihr nicht an Geist; aber sie schämte sich ihres Herzens.

Wilhelmine, ihre Jungfer, war die Tochter eines edlen Mannes, den das Unglück, so lange er lebte, verfolgte, aber nicht niederdrücken konnte. Er hatte endlich gelernt, sein Glück auf den Besitz und die Liebe seiner Tochter zu beschränken. Den Ueberrest seiner ermattenden Kräfte gebrauchte er allein für sie: nicht, ihr aus dem Unglücke empor zu helfen, sondern sie stark gegen die Noth des Lebens zu machen. Wilhelmine hatte in schnellem Wechsel gute und auch sehr üble Tage gehabt. Der Vater lehrte sie des Glückes entbehren, damit sie das Unglück tragen könnte. Er leitete die empfindliche Reitzbarkeit ihres Herzens auf die Tugend, in die Ewigkeit; und dieses Leben lehrte er sie nur als einen Gegenstand der Beobachtung ansehen. So war der Charakter seiner Tochter, bei einem weichen, sehr reitzbaren Herzen, dennoch fest geworden. Sie hatte eine lebhafte Phantasie, und konnte sogar schwärmen; es

fehlte ihr aber dabei nie an ruhiger Ueberlegung. Man hätte sie für gefühllos und für empfindsam halten können, je nachdem man sie in verschiedenen Lagen sah.

Als sie ein Mädchen von sechzehn Jahren war, half Frau von Dürbeck ihrem Vater aus einem Abgrunde von Elend, worin er versinken wollte. Er wurde gerettet; doch seine Lebenskraft war verzehrt, und er starb nicht lange nachher in den Armen seiner Tochter. „Was dir auch begegnet,“ sagte er mit sterbenden Lippen; „denke daran, liebe Wilhelmine, daß dieser Augenblick auch für dich kommt, daß es dann einerlei ist, ob du glücklich oder unglücklich gelebt hast, und daß du in dieser Stunde nichts gebrauchst, als deine eigne Achtung. Mögen alle Menschen, mag jede Hoffnung dich verlassen, mein theures Kind: nur verlasse dich selbst nicht! Sey tugendhaft, sey stark, sey groß! Glück steht nicht in des Menschen Gewalt; wohl aber, des Glückes werth zu seyn. Das ist des Menschen Kleinod. Kaufe nie das veränderliche Glück um diesen unwandelbaren Schatz, von dem wir die Ewigkeit hindurch

zeh-

zehren müssen." Wenige Minuten nachher, als er das gesagt hatte, starb er lächelnd. Diese Worte standen lebendig in Wilhelminens Seele, und waren der Grund ihrer ganzen Moral. Sie ging zu der Frau von Dürbeck, und blieb, als der Mann derselben starb, aus Dankbarkeit bei ihr. Zwei Jahre war sie fast ohne alle Belohnung bei ihr gewesen, als sie nach Rollenhagen zu dem Grafen kam. Jetzt blühete sie in der vollen jugendlichen Schönheit, und war heiter wie der Frühling. Frau von Dürbeck hatte ihr die Erziehung ihres vierjährigen Sohnes übergeben, und das Kind liebte sie mehr als seine Mutter. Auch das setzte Wilhelminen über die gewöhnliche Behandlung der Kammerjungfern hinaus.

Der Graf hatte die Schönheit des Mädchens bemerkt; doch der Nahme: Jungfer, machte ihn unempfindlich dagegen. So oft er Wilhelminen sah, bewunderte er ihre edle Gestalt, ihren leichten Gang; aber der Gedanke, „es ist die Kammerjungfer meiner Schwester," der Manchen angezogen haben würde, hielt ihn zurück, und Wilhelmine blieb, wenn er mit

ihr bei der Frau von Dürbeck war, in einer kalten Entfernung von ihm.

Einmal überraschte der Graf seine Schwester und Wilhelminen. Diese verbeugte sich, und wollte gehen; Frau von Dürbeck sagte aber eifrig: nein, bleib hier, Wilhelmine! Mein Bruder soll entscheiden. Wilhelmine blieb stehen und schwieg; der Graf lehnte sich lächelnd in ein Fenster. Ich und Wilhelmine, hob die Frau von Dürbeck an, wir streiten über Freude und Schmerz. Sie behauptet, so wie sie tausend seltsame Dinge behauptet: das ganze Leben gebe weder das Eine, noch das Andre. — „Um Verzeihung Ew. Gnaden, ich sagte nur, das Leben gebe nichts, warum es sich der Mühe verlohne, zu klagen und sich zu freuen." — Das ist wohl so ziemlich einerlei, Wilhelmine. — „Ich freue mich, das ist gewiß; ich betrübe mich, auch das kann ich nicht läugnen: allein ich habe, glaube ich, nicht das Recht, mich zu freuen und zu betrüben." — Wie so? fragte der Graf. Frau von Dürbeck drang in sie, sich zu erklären. Wilhelmine sagte: „wäre irgend ein Schmerz gerecht, so müßte er ewig

dauern; der Mensch aber vergißt auch den stärksten. Als Ihr Herr Gemahl starb, waren Sie außer sich vor Schmerz; ich eben so, als mein Vater starb. Beide sind und bleiben todt; wir weinen aber nicht mehr. Und ist es nicht mit dem Glück eben so? Ist es mit dem ganzen Leben anders? Lebt man länger als einen Augenblick? Was behalte ich von dem Moment, der vergangen ist? Kaum das Andenken. Freude und Schmerz vergehen mit dem Leben, mit der Stunde, mit der Minute. Wenn ich zwei Minuten lebte, die eine in Schmerz, die andre in Freude, so hätte ich gerade so lange gelebt, wie alle Menschen. Vergangener Schmerz und vergangene Freude sind nicht mehr Schmerz und Freude, eben weil sie vergangen sind. Ich fühle nur den Schmerz und die Freude des Augenblicks, der bei mir vorüber flieht; und wäre das Grab nicht, die Menschen würden es sich täglich wünschen. Seltsam!" fuhr sie mit brennenden Augen fort; „die Menschen nennen: Leben, was doch nichts ist als ein Tod, der alle Augenblicke wiederkommt. Was ist die Zeit anders als der Tod, der uns an das Grab

hintreibt? Jeder Augenblick nimmt uns unser Seyn, unsere Freude, unsern Schmerz; wir verlieren alles, zuletzt sogar die Quellen der Freude und des Schmerzes. Und so würde ja Der kein Thor seyn, der sich lächelnd an den Strom seines Lebens setzte, und ruhig wartete, bis er abgeflossen wäre. Hat denn der Mensch das Recht, sich über etwas Vergängliches zu freuen oder zu betrüben?"

Nun, Bruder, sagte die Frau von Dürbeck: was sagst du? Sieh, so spitz, so fein geht es immer, wenn wir zuweilen disputiren.

Wer hätte glauben sollen, sagte der Graf, daß unter dem heitern Gesichte so viele schwarze Lebensfeindschaft steckte!

„Ich hasse das Leben nicht, Herr Graf; nur will ich dessen Sklavin nicht seyn."

Sie hassen es, weil Sie ihm allen Werth nehmen.

„Allen? Nein, Herr Graf. Das Leben hat seinen hohen Werth; denn es endigt einmal."

Und so auf einmal dem Menschen allen Werth zu nehmen, weil er klagt und jauchzt . . .

Freude und Schmerz sollen doch den Werth des Menschen nicht ausmachen?"

Was denn?

„Sein Wille. Die Zeit, und der Tod herrschen über Alles, zerstören, zerstäuben Alles. Nur der Wille des Menschen ist über Zeit und Tod. Mag das Leben vorüber fliehen, wie eine zerrissene, dunkelhelle Wolke; mögen alle Plane, alle Entwürfe, auch die besten, die reinsten, zerstört werden: ich habe etwas Besseres gewollt. Freude und Schmerz, Vorstellungen und Gedanken vergehen; nur der Wille kann mir bis zu dem Grabe bleiben."

Der Graf warf einen staunenden, ehrerbietigen Blick auf das Mädchen. Frau von Dürbeck sagte kalt: von Ihrer Tugend, Garthofen, schweige Sie. Es ist nun überhaupt genug. Bruder, ich habe mit dir zu reden. — Wilhelmine ging ruhig aus dem Zimmer.

Frau von Dürbeck bemerkte den ehrerbietigen Blick, den ihr Bruder auf Wilhelminen warf; und so war diese den Augenblick wieder ihre Jungfer. Der Graf hatte freilich von dem, was Wilhelmine sagte, nicht die Hälfte ver-

standen, weil er an den raschen, springenden Gang ihrer Ideen nicht gewöhnt war; dennoch aber genug, um einzusehen, daß Wilhelmine nicht zu den alltäglichen Mädchen gehörte. So gern er auch das Gespräch mit ihr noch fortgesetzt hätte, so scheute er sich doch vor seiner Schwester. Indeß — Wilhelmine war ihm bedeutender geworden, und wurde das mit jedem Tage noch mehr, da er sie näher beobachtete, wozu ihm die Schwester selbst, so oft sie guter Laune war und Wilhelminen als ihre Gesellschafterin betrachtete, Gelegenheit gab.

Der Graf bekam eine große Achtung für Wilhelminen; sie aber blieb immer gleichfremd gegen ihn, und sprach mit ihm nie, außer wenn es Frau von Dürbeck befahl. Immer verließ sie den Garten, wenn er allein hinein kam, oder das Zimmer, wenn die Frau von Dürbeck ihr nicht befahl, zu bleiben. Einige Male fand er indeß doch Gelegenheit, mit Wilhelminen allein zu seyn; dann aber war sie ruhig, einsylbig, und brach das Gespräch ab, sobald sie konnte. Sie bemerkte in der That die Neigung des Grafen nicht; und Achtung,

glaubte sie, sey er ihr, wie jedem Menschen, schuldig.

Durch die Zeit und durch Gewöhnung wurden Beide bekannter. Wilhelmine wendete sich einige Male an den Grafen, als sie unglückliche Familien in Rollenhagen hatte kennen lernen, denen er helfen sollte. Er ergriff diese Gelegenheiten gern, um sich ihr vortheilhaft zu zeigen; und so entstand an beiden Seiten auf die natürlichste Weise eine gegenseitige Achtung, die täglich zunahm.

Wilhelmine hatte Talente, die der Graf noch nicht kannte: sie sang vortrefflich, und spielte das Klavier sehr gut. Er sprach einmal mit seiner Schwester über Musik; und sie waren verschiedner Meinung über den Werth einiger Stücke. Frau von Dürbeck klingelte Wilhelminen, und sagte: liebes Kind, spiele einmal diese beiden Arien, und singe dazu. Dann wollen wir sehen, Bruder, wer Recht hat.

Wilhelmine setzte sich. Beide lehnten sich auf ihren Stuhl, und der Graf war von ihrer lieblichen Stimme bezaubert: so hatte er noch nie singen hören! Als sie geendigt hatte, faßte

er zum ersten Male ihre Hand, und sagte: o, warum erfahre ich erst jetzt, welch eine Künstlerin wir an Ihnen haben! — Nun, Bruder? sagte Frau von Dürbeck, etwas mißmuthig: was urtheilst du jetzt? — „In der That, liebe Schwester, ich erstaune über die Vollkommenheiten deiner Freundin." — Davon ist nicht die Rede, erwiederte sie kalt. Wir wollen unser Gespräch fortsetzen. — Wilhelmine verließ das Zimmer.

„Das wollen wir," sagte der Graf sehr eifrig. „Schon längst hätte ich es dir sagen müssen. Dieses Mädchen, diese Garthof — es ist grausam, es ist unmenschlich, daß ein solches Mädchen Kammerjungfer seyn muß." — Das habe ich schon lange gedacht, lieber Bruder; sie paßt dazu nicht. Es ist dir ja leicht, etwas für sie zu thun, daß sie in eine bessere Lage kommt. Ich will ihr aufsagen; sie kann auf Michaelis abziehen.

„Abziehen?" sagte er langsam. „Aber ja," fuhr er schnell fort; „das mag sie, sobald sich eine bessere Lage für sie findet. Ich bitte dich, Schwester, du behandelst sie zuweilen . . .

so kalt, so . . . ich möchte fast sagen verachtend."

Ihr Herren findet das immer, wenn ein Gesichtchen hübsch ist. Willst du aber, so nehme ich eine andere Jungfer, und die Garthof wird Gouvernante bei meinem Karl, den sie ohnedies schon erzieht. Sie spricht sehr gut Französisch. — „Französisch? Recht gern, recht gern!"

Frau von Dürbeck, die ihres Bruders entstehende Neigung zu ihrer Kammerjungfer bemerkte, hatte freilich große Lust, sie abzuschaffen; aber — Wilhelmine war ihr nothwendig: sie besaß eine große Geschicklichkeit, den Putz ihrer Gebieterin sehr geschmackvoll anzuordnen; überdies hatte der kleine Karl sich gänzlich an sie gewöhnt, und gewann durch ihre Erziehung augenscheinlich. Es war ihr indeß doch sehr unangenehm, daß ihr Bruder dem Mädchen so auffallende Beweise von Achtung gab; und sie schlug ihm daher vor, es zu entlassen. Da aber der Graf gegen ihre Erwartung einwilligte, so hielt sie die Gefahr nicht für dringend. Sie nahm sich nun eine andre Kammerjungfer, und Wilhelmine wurde Gouvernante, hieß jetzt

Mamsell, aß mit dem Grafen und seiner Schwester am Tisch, und hätte in allen Gesellschaften mit seyn können, wenn ihr nicht der Kreis grüner Bäume im Garten lieber gewesen wäre, da sich mit dem, wie sie ganz ernstlich behauptete, mehr Kluges reden ließ, als mit den meisten Menschen.

Der Graf hatte jetzt öfter Gelegenheit, Wilhelminen zu sehen; aber auch nur das. Frau von Dürbeck ließ ihn nicht aus den Augen; und wenn er kaum ein interessantes Gespräch mit Wilhelminen angefangen hatte, so unterbrach sie es mit einer Schäkerei, die oft aus den Wolken gegriffen war, und weiter nichts sollte, als unterbrechen. Er sah es daher sehr gern, daß seine lästige Schwester eine nothwendige Reise machte, über die wohl ein Monat hingehen konnte.

Jetzt hatte der Graf Wilhelminen allein in Rollenhagen. Er dachte nicht an Liebe, und hielt es für unmöglich, daß er je ein bürgerliches Mädchen heirathen könnte. Wilhelminens seltsamer, überspannter Ton war ihm interessant; das, glaubte er, wäre alles. Sie, an

ihrem Theile, hatte kaum eine Ahnung von des Grafen Wohlwollen für sie. Es schien ihr sehr artig, daß er sich Mühe gab, ihr jetzt, da seine Schwester abwesend war, das Leben angenehm zu machen; und sie fand es nicht unschicklich, mit ihm allein spazieren zu gehen, wie sie sonst in Gesellschaft seiner Schwester mit ihm gegangen war. Auch spielte und sang sie ihm vor, ohne irgend eine Absicht dabei zu haben. Wohlwollen und Achtung fühlte sie für ihn; die mußte sie aber für einen so edlen Mann wohl fühlen.

Die Neigung des Grafen nahm so langsam zu, daß sie hätte darauf schwören können, er habe sich im ersten Augenblick ihres Hierseyns nicht anders gegen sie betragen, als jetzt. So lebten Beide einen Monat zusammen, und die erste Hälfte desselben fast nie ohne einander. Das gegenseitige Vertrauen wurde größer. Wilhelmine fühlte eine geheime Sehnsucht nach seiner Gesellschaft, und gab sich arglos jedem Gespräche hin, selbst den Betheurungen seiner Hochachtung, seiner Freundschaft. Die geheime Liebe war schon lange da, und es fehlte nur noch an

einer Erschütterung ihrer Herzen, um das zu bemerken, was sie bis jetzt noch nicht ahneten. Der Graf wünschte wohl zuweilen, daß Wilhelmine von seinem Stande seyn möchte; „aber, das ist sie nun einmal nicht!" dachte er mit Achselzucken. Sie wünschte gar nichts; denn sie fühlte sich glücklich.

Endlich kam Frau von Dürbeck zurück. Kaum war sie vier und zwanzig Stunden im Hause, so wußte sie, daß ihr Bruder Wilhelminen liebte, und sagte es ihm scherzend. Dann setzte sie ernsthaft hinzu: sie ist alles, was du willst, lieber Bruder, — schön, klug, artig, geistreich; ich hoffe aber, du wirst nie vergessen, daß sie doch Eins nicht ist, was eine förmliche Verbindung des Grafen Rollenhagen mit ihr unmöglich macht. — „Hm!" erwiederte er finster; „ich habe dir noch nicht einmal zugegeben, daß ich sie liebe. Sie ist ein sehr edles Geschöpf, und ich achte sie; aber daß etwas Anderes unmöglich ist, sehe ich so gut, wie du." Er fand mit Bestürzung, daß seine Schwester wohl Recht haben könnte, und zog sich von Wilhelminen etwas zurück, doch nur, um so-

gleich zu fühlen, daß es ihm unmöglich war, sich zurückzuziehen. Wilhelmine blieb ruhig: sie sah eine Veränderung in ihrem bisherigen frohen Leben; das hatte sie aber erwartet, und sich darauf gefaßt gemacht.

Der Graf drängte sich wieder näher an Wilhelminen, so oft und so bedeutend auch Frau von Dürbeck von dem Einen sprach, was Wilhelmine nicht sey. Wilhelmine, die ihre Liebe aus unbesorgter Unschuld stets mit der Freundschaft verwechselte, bot dem Grafen fröhlich die Hand auf dem Wege, den sie nun mit raschen Schritten vorwärts gingen. Wessen konnte sie sich bewußt seyn? Fängt denn die Liebe, die selbst bei den besseren Menschen am Ende zur Hälfte sinnlich wird, — fängt sie nicht immer, auch bei unedleren, mit der reinen Empfindung der erhabensten Geister an? Ach! und machten nicht Noth und Vorurtheile sogar das Entstehen der reinsten Liebe oft zu einem Verbrechen; nähmen nicht Wollust und Verführung so oft die himmlische Gestalt der Liebe an: würde nicht selbst der sinnliche Genuß den Menschen heilig dünken?

Wilhelmine fühlte, daß sie den Grafen mehr als jeden andern Menschen, mehr als ihren Zögling, den jungen Dürbeck, liebte: aber an eine Heirath dachte sie nicht; und doch schienen Liebe und Heirath ihr Eins zu seyn. Sie kannte ihre Empfindung sehr wohl, glaubte aber, sie nicht mit dem Nahmen: Liebe, benennen zu müssen.

Der Graf war aus einem geheimen Instinkte, den ihm sein Geburtsvorurtheil gab, mit den Benennungen Freundschaft, Vertrauen, sehr wohl zufrieden. Er täuschte erst sich selbst, um desto ruhiger auch Wilhelminen täuschen zu können. Ein Gedanke an Verführung kam nicht in seine Seele, weil er wirklich ein edler Mann war; aber — er spielte mit einer Leidenschaft, deren Gefahr er kannte, und blieb unentschlossen, ob er sie bekämpfen, oder sich ihr hingeben sollte. In den meisten Fällen ergreift ja das Verbrechen den Menschen; selten der Mensch das Verbrechen: sein Fehler ist nur, daß er nicht früh genug zurücktritt, daß er sich einbildet, es gebe noch einen andern Weg, als schnelle Flucht, dem Verbrechen zu

entkommen. Der Mensch schwankt zwischen Tugend und Vergehen: das macht ihn sicher; und so stürzt ihn die Leidenschaft gewöhnlich gegen seinen Willen in die Arme des Lasters.

Hätte der Graf seine Schwester nicht bei sich gehabt, so würde er in Wilhelminens Liebe seine tief eingewurzelten Vorurtheile vergessen haben; oder wären seine Vorurtheile stärker gewesen, so hätte er edel genug gedacht, sich auf einmal von Wilhelminen los zu reißen. Keins von Beiden geschah: er glaubte Herr über den Aberglauben seines Standes zu seyn, und dachte nicht an seine Schwester. Dieser gab er (freilich nur mit halbem Herzen) das Versprechen, Wilhelminen nicht zu heirathen; und sich selbst versprach er, Wilhelminen nicht zu lieben, aber auch nur mit halbem Herzen: denn schon längst war seine Liebe eine unüberwindliche Leidenschaft geworden, deren Stärke er sich absichtlich verhehlte. Frau von Dürbeck, die seinem Versprechen trauete, ließ ihn jetzt ruhig mit Wilhelminen allein: sie erlaubte ihm etwas, um nicht Alles zu verlieren. — Denkt eine Frau wie diese an die Seufzer ei-

nes getäuschten Mädchens, dessen Herz am Ende bricht? Sie dachte nur: ein Bürgermädchen kann unmöglich auf den Gedanken kommen, daß ein Graf Rollenhagen es heirathen werde.

Jetzt wurde des Grafen Betragen gegen Wilhelminen ungleich, ängstlich. Er seufzte, betrachtete sie mit unruhigen Blicken, und schlug, wenn sie bei ihm saß, den zitternden Arm um ihren Leib; dann ließ er sie plötzlich fahren, drückte ihr die Hand, und sagte schnell etwas sehr Gleichgültiges. Seine Unruhe, seine Blikke, seine Seufzer öffneten Wilhelminen die Augen: sie bemerkte seine Leidenschaft, und in demselben Augenblicke auch die ihrige.

Jetzt that sie tiefe Blicke in ihr Herz, sah die ganze Stärke ihrer Liebe, und verglich diese mit ihren — nicht kleinen — Hoffnungen. Den Ahnenstolz kannte sie im Allgemeinen, aber nicht die Gewalt, die er über das Herz ausübt. Sie hielt ihn für ein kindisches Vorurtheil, das Frau von Dürbeck wohl vertheidigen könne, über das aber der Graf nur lächeln müsse. Bei ihrem Bewußtseyn, daß ihr Herz des seinigen werth war, glaubte sie, auch seine Hand

zu

zu verdienen. Sie liebte ihn, nicht seinen Rang, seinen Reichthum, und fühlte, daß sie ihm ihre Hand mit Freuden geben würde, wenn er auch nichts wäre und nichts hätte. Wie Tausende ihres Standes in ähnlichen Fällen, glaubte auch sie, der Graf müsse die Nichtigkeit des Geburtsranges so deutlich einsehen, wie sie selbst. „Und ist denn," dachte sie, „seine Liebe zu mir nicht ein Beweis, daß er sie einsieht?"

Die einzige Vorsicht, die sie gebrauchte, bestand darin, daß sie unthätig blieb und den Grafen beobachtete. Sie war fest entschlossen, sobald sie bemerkte, daß auch bei dem Grafen das Vorurtheil wirksam wäre, Rollenhagen zu verlassen, es möchte ihrem Herzen auch noch so viel kosten. „Ich schwöre dir, mein theurer Vater!" sagte sie mit ausgebreiteten Armen: „was auch meine Schicksale seyn mögen, nie werde ich mich selbst verlassen! Nein, das Glück, o, das hohe Glück der Liebe, steht nicht in meiner Gewalt; wohl aber, dieses Glückes werth zu seyn."

Entschlossenheit ist immer die Mutter der

Ruhe. Von diesem Augenblick an wurde Wilhelminens Betragen gegen den Grafen einfacher, ruhiger, folglich dem Anscheine nach kälter. Sie vermied, so viel als möglich, jeden Anlaß, der ihn überreden konnte, daß sie seine Liebe suche. Der Graf merkte die Veränderung an Wilhelminen; und bei diesem Hindernisse seiner Leidenschaft brach sie mächtiger als je hervor.

Frau von Dürbeck erklärte Wilhelminens ruhige Fassung für feine Kokketterie. Hm! Bruder, sagte sie lachend: sie hat dich nun genug durch gefälliges Entgegenkommen angezogen; das bringt aber nur bis auf einen gewissen Punkt. Geheuchelte Kälte führt dann den sehnsuchtsvollen Liebhaber immer weiter. Sie will dich heirathen: das ist alles. Da hast du mit Einem Worte das ganze Räthsel. Diese Aeußerung der Schwester ging bei dem Bruder nicht verloren. Wilhelmine war ruhig; der Graf betrug sich kalt. Sie wurde noch ruhiger, und glaubte sogar, sich in ihm geirrt zu haben. Seine Leidenschaft stieg aber nun in schnellen ungeheuren Sprüngen; und Wilhelminens Ruhe verwandelte sich bald wieder allmählich in Lei-

denschaft. Das Vertrauen, die gegenseitige Achtung nahm zu, je näher sie einander kennen lernten; bis jetzt hatten sie indeß noch kein Wort von Liebe gesprochen, sondern sie nannten ihre Empfindungen: Freundschaft, Achtung, Vertrauen. Der Graf band sich nicht mehr an das Versprechen, das er seiner Schwester gegeben hatte; Wilhelmine nicht mehr an ihren Entschluß, sich leidend zu verhalten. Er überlegte jetzt schon oft, wie er seine ahnenstolze Schwester beruhigen sollte; und ihre nassen Augen, der zärtliche Ton ihrer Stimme, sagten schon mehr, als ihre Lippen sagen durften. So gewann ihre Liebe jene Stärke, die zu ihrem Genusse nothwendig des gegenseitigen Geständnisses bedarf.

In dieser Empfindung fand der Graf Wilhelminen an einem schönen Frühlingsmorgen in der dunkelsten Laube des Gartens. Sie weinte darüber, daß sie dem geliebten Manne ihre Liebe nicht gestehen konnte. Ihre Thränen flossen nicht über den Schmerz des Schweigens, sondern darüber, daß ein solcher Schmerz möglich ist, daß der Mensch die schönste Blüthe

des Himmels verbergen muß, wie eine Giftpflanze, daß er sie nur mit Thränen des schweigenden Kummers benetzen darf, und nicht mit Thränen der lauten Freude. Sie legte, als sie den Grafen sah, das Gesicht in ihr Tuch; und ihre Thränen flossen noch stärker, daß sie es thun mußte. Den Ahnenstolz des Grafen fürchtete sie nicht; sie weinte darüber, daß auch das Geschlecht eine Scheidewand der reineren Liebe ist.

Sie trauern, liebe Wilhelmine? sagte der Graf, und nahm die Hand mit dem Tuche von ihren Augen. Sein Stolz lag so tief in seiner Seele, daß er das Daseyn desselben kaum ahnete, und am wenigsten, wenn er bei Wilhelminen war. In dieser berauschenden Nähe der Liebe, der Menschlichkeit, der schönsten Gefühle hielt er (denn er war ein guter Mensch) einen zärtlichen Blick, ein vertrauliches Wort der Geliebten für mehr, als die sämmtlichen Verhältnisse seines Standes und der ganzen Erde. Weiß denn der Mensch, wenn schmelzende Liebe ihn erweicht hat, und wenn er die Würde der Menschheit fühlt — weiß er dann, daß

es Augenblicke geben kann, wo das Herz unter einem Sterne von Flittern oder Steinen noch stolzer schlägt, als an einem andern Herzen voll Liebe? — Der Graf fragte Wilhelminen, als er Thränen von ihren Wangen rollen sah, mit Zärtlichkeit: warum weinen Sie, Wilhelmine? Sie blickte denkend auf, und sagte langsam: „daß der Mensch in dieses Grab gekerkert ist; daß Vertrauen und Freundschaft nicht über die Lippen, nicht aus dem Herzen dürfen; daß ... daß ein Menschenleben so flüchtig dahin eilt, ehe man Zeit hat zu sagen: ich lebe, ich fühle, ich — ich liebe!"

Der Graf nahm mit Heftigkeit ihre Hand, und sagte: was hindert Sie, liebste Wilhelmine, das zu sagen? Jetzt erst merkte sie, wie viel sie gesagt hatte. Sie schwieg beschämt; denn sie war zu edel, als daß sie unwahr deuten, und zu furchtsam, als daß sie antworten konnte. Und reden denn, fuhr der Graf fort, — reden Thaten und Empfindungen nicht mehr als Worte? Daß ich Sie liebe, Wilhelmine, mag die Welt wissen, wie Sie es längst gewußt haben. Daß ich von Ihnen geliebt bin,

ist längst mein einziges Glück. Was habe ich anders von dem schalen, langweiligen Leben, als die Liebe, . . . als dich, dich allein, meine Geliebte!

Wilhelmine war doch mehr Mädchen, als sie geglaubt hatte. Es mißfiel ihr, daß er ihr jetzt seine Liebe erklärte, da sie diese Unterredung veranlaßt hatte. Sie sagte schnell, erröthend und in einem kalten Tone: „das meine ich nicht, lieber Graf!" — Wie? fragte er erstaunt; das meinen Sie nicht? — Sie suchte aus ihrer Verwirrung zu kommen, und hob an: „ich wollte sagen, . . ." Aber ihre Verwirrung nahm zu, und sie stand auf. Wilhelmine! sagte der Graf mit der bebenden Stimme eines vollen und zurückgestoßenen Herzens, mit einem rührend zärtlichen Vorwurf in den Augen; und Wilhelmine, die schon hatte weggehen wollen, warf sich laut schluchzend an seine Brust.

Diese erste Umarmung der Liebe verhinderte Beide, sich bestimmter zu erklären; sie täuschten sich selbst. Erst nach einigen Tagen merkte der Graf, daß Wilhelmine seinen Rang gar nicht als ein Hinderniß ihrer Liebe betrachtet

hatte; und — so schwach ist der Mensch! — er glaubte, dadurch einen Triumph zu verlieren: den, seiner Geliebten mit seinem Range ein Opfer zu bringen. Darauf, daß Wilhelmine ihn nicht einmal eines Vorurtheils für fähig hielt, legte er keinen Werth. Indeß die Denkart und die Anwesenheit der Frau von Dürbeck machte eine Erklärung über diesen Punkt nothwendig. Der Graf gab sie mit aller Feinheit; Wilhelmine achtete aber kaum auf das, was er sagte: sie liebte ihn, und war glücklich; was hatte sie noch zu wünschen! In manchen Augenblicken fiel ihr freilich das Wort Heirath wohl ein; sie unterschied es aber gänzlich von ihrer Liebe, und wollte Alles der Zeit, den Umständen überlassen. Der Graf, der mehr dabei zu bedenken hatte, dachte desto öfter an die schönste Stunde seines Lebens, da Wilhelmine ihm gänzlich gehören würde.

Jetzt, da das Wort Liebe aus Wilhelminens Herzen hervorgebrochen war; jetzt, da sie ihm ohne Zurückhaltung sagen konnte: ich liebe dich! — jetzt, entfaltete sich ihre schöne Seele erst ganz. Vorher hatten ihre Gespräche etwas

hintreibt? Jeder Augenblick nimmt uns unser Seyn, unsere Freude, unsern Schmerz; wir verlieren alles, zuletzt sogar die Quellen der Freude und des Schmerzes. Und so würde ja Der kein Thor seyn, der sich lächelnd an den Strom seines Lebens setzte, und ruhig wartete, bis er abgeflossen wäre. Hat denn der Mensch das Recht, sich über etwas Vergängliches zu freuen oder zu betrüben?"

Nun, Bruder, sagte die Frau von Dürbeck: was sagst du? Sieh, so spitz, so fein geht es immer, wenn wir zuweilen disputiren.

Wer hätte glauben sollen, sagte der Graf, daß unter dem heitern Gesichte so viele schwarze Lebensfeindschaft steckte!

„Ich hasse das Leben nicht, Herr Graf; nur will ich dessen Sklavin nicht seyn."

Sie hassen es, weil Sie ihm allen Werth nehmen.

„Allen? Nein, Herr Graf. Das Leben hat seinen hohen Werth; denn es endigt einmal."

Und so auf einmal dem Menschen allen Werth zu nehmen, weil er klagt und jauchzt . . .

Freude und Schmerz sollen doch den Werth des Menschen nicht ausmachen?"

Was denn?

„Sein Wille. Die Zeit, und der Tod herrschen über Alles, zerstören, zerstäuben Alles. Nur der Wille des Menschen ist über Zeit und Tod. Mag das Leben vorüber fliehen, wie eine zerrissene, dunkelhelle Wolke; mögen alle Plane, alle Entwürfe, auch die besten, die reinsten, zerstört werden: ich habe etwas Besseres gewollt. Freude und Schmerz, Vorstellungen und Gedanken vergehen; nur der Wille kann mir bis zu dem Grabe bleiben."

Der Graf warf einen staunenden, ehrerbietigen Blick auf das Mädchen. Frau von Dürbeck sagte kalt: von Ihrer Tugend, Garthofen, schweige Sie. Es ist nun überhaupt genug. Bruder, ich habe mit dir zu reden. — Wilhelmine ging ruhig aus dem Zimmer.

Frau von Dürbeck bemerkte den ehrerbietigen Blick, den ihr Bruder auf Wilhelminen warf; und so war diese den Augenblick wieder ihre Jungfer. Der Graf hatte freilich von dem, was Wilhelmine sagte, nicht die Hälfte ver-

standen, weil er an den raschen, springenden Gang ihrer Ideen nicht gewöhnt war; dennoch aber genug, um einzusehen, daß Wilhelmine nicht zu den alltäglichen Mädchen gehörte. So gern er auch das Gespräch mit ihr noch fortgesetzt hätte, so scheute er sich doch vor seiner Schwester. Indeß — Wilhelmine war ihm bedeutender geworden, und wurde das mit jedem Tage noch mehr, da er sie näher beobachtete, wozu ihm die Schwester selbst, so oft sie guter Laune war und Wilhelminen als ihre Gesellschafterin betrachtete, Gelegenheit gab.

Der Graf bekam eine große Achtung für Wilhelminen; sie aber blieb immer gleichfremd gegen ihn, und sprach mit ihm nie, außer wenn es Frau von Dürbeck befahl. Immer verließ sie den Garten, wenn er allein hinein kam, oder das Zimmer, wenn die Frau von Dürbeck ihr nicht befahl, zu bleiben. Einige Male fand er indeß doch Gelegenheit, mit Wilhelminen allein zu seyn; dann aber war sie ruhig, einsylbig, und brach das Gespräch ab, sobald sie konnte. Sie bemerkte in der That die Neigung des Grafen nicht; und Achtung,

glaubte sie, sey er ihr, wie jedem Menschen, schuldig.

Durch die Zeit und durch Gewöhnung wurden Beide bekannter. Wilhelmine wendete sich einige Male an den Grafen, als sie unglückliche Familien in Rollenhagen hatte kennen lernen, denen er helfen sollte. Er ergriff diese Gelegenheiten gern, um sich ihr vortheilhaft zu zeigen; und so entstand an beiden Seiten auf die natürlichste Weise eine gegenseitige Achtung, die täglich zunahm.

Wilhelmine hatte Talente, die der Graf noch nicht kannte: sie sang vortrefflich, und spielte das Klavier sehr gut. Er sprach einmal mit seiner Schwester über Musik; und sie waren verschiedner Meinung über den Werth einiger Stücke. Frau von Dürbeck klingelte Wilhelminen, und sagte: liebes Kind, spiele einmal diese beiden Arien, und singe dazu. Dann wollen wir sehen, Bruder, wer Recht hat.

Wilhelmine setzte sich. Beide lehnten sich auf ihren Stuhl, und der Graf war von ihrer lieblichen Stimme bezaubert: so hatte er noch nie singen hören! Als sie geendigt hatte, faßte

er zum ersten Male ihre Hand, und sagte: o, warum erfahre ich erst jetzt, welch eine Künstlerin wir an Ihnen haben! — Nun, Bruder? sagte Frau von Dürbeck, etwas mißmuthig: was urtheilst du jetzt? — „In der That, liebe Schwester, ich erstaune über die Vollkommenheiten deiner Freundin." — Davon ist nicht die Rede, erwiederte sie kalt. Wir wollen unser Gespräch fortsetzen. — Wilhelmine verließ das Zimmer.

„Das wollen wir," sagte der Graf sehr eifrig. „Schon längst hätte ich es dir sagen müssen. Dieses Mädchen, diese Garthof — es ist grausam, es ist unmenschlich, daß ein solches Mädchen Kammerjungfer seyn muß." — Das habe ich schon lange gedacht, lieber Bruder; sie paßt dazu nicht. Es ist dir ja leicht, etwas für sie zu thun, daß sie in eine bessere Lage kommt. Ich will ihr aufsagen; sie kann auf Michaelis abziehen.

„Abziehen?" sagte er langsam. „Aber ja," fuhr er schnell fort; „das mag sie, sobald sich eine bessere Lage für sie findet. Ich bitte dich, Schwester, du behandelst sie zuweilen . . .

so kalt, so . . . ich möchte fast sagen verachtend."

Ihr Herren findet das immer, wenn ein Gesichtchen hübsch ist. Willst du aber, so nehme ich eine andere Jungfer, und die Garthof wird Gouvernante bei meinem Karl, den sie ohnedies schon erzieht. Sie spricht sehr gut Französisch. — „Französisch? Recht gern, recht gern!"

Frau von Dürbeck, die ihres Bruders entstehende Neigung zu ihrer Kammerjungfer bemerkte, hatte freilich große Lust, sie abzuschaffen; aber — Wilhelmine war ihr nothwendig: sie besaß eine große Geschicklichkeit, den Putz ihrer Gebieterin sehr geschmackvoll anzuordnen; überdies hatte der kleine Karl sich gänzlich an sie gewöhnt, und gewann durch ihre Erziehung augenscheinlich. Es war ihr indeß doch sehr unangenehm, daß ihr Bruder dem Mädchen so auffallende Beweise von Achtung gab; und sie schlug ihm daher vor, es zu entlassen. Da aber der Graf gegen ihre Erwartung einwilligte, so hielt sie die Gefahr nicht für dringend. Sie nahm sich nun eine andre Kammerjungfer, und Wilhelmine wurde Gouvernante, hieß jetzt

Mamsell, aß mit dem Grafen und seiner Schwester am Tisch, und hätte in allen Gesellschaften mit seyn können, wenn ihr nicht der Kreis grüner Bäume im Garten lieber gewesen wäre, da sich mit dem, wie sie ganz ernstlich behauptete, mehr Kluges reden ließ, als mit den meisten Menschen.

Der Graf hatte jetzt öfter Gelegenheit, Wilhelminen zu sehen; aber auch nur das. Frau von Dürbeck ließ ihn nicht aus den Augen; und wenn er kaum ein interessantes Gespräch mit Wilhelminen angefangen hatte, so unterbrach sie es mit einer Schäkerei, die oft aus den Wolken gegriffen war, und weiter nichts sollte, als unterbrechen. Er sah es daher sehr gern, daß seine lästige Schwester eine nothwendige Reise machte, über die wohl ein Monat hingehen konnte.

Jetzt hatte der Graf Wilhelminen allein in Rollenhagen. Er dachte nicht an Liebe, und hielt es für unmöglich, daß er je ein bürgerliches Mädchen heirathen könnte. Wilhelminens seltsamer, überspannter Ton war ihm interessant; das, glaubte er, wäre alles. Sie, an

ihrem Theile, hatte kaum eine Ahnung von des Grafen Wohlwollen für sie. Es schien ihr sehr artig, daß er sich Mühe gab, ihr jetzt, da seine Schwester abwesend war, das Leben angenehm zu machen; und sie fand es nicht unschicklich, mit ihm allein spazieren zu gehen, wie sie sonst in Gesellschaft seiner Schwester mit ihm gegangen war. Auch spielte und sang sie ihm vor, ohne irgend eine Absicht dabei zu haben. Wohlwollen und Achtung fühlte sie für ihn; die mußte sie aber für einen so edlen Mann wohl fühlen.

Die Neigung des Grafen nahm so langsam zu, daß sie hätte darauf schwören können, er habe sich im ersten Augenblick ihres Hierseyns nicht anders gegen sie betragen, als jetzt. So lebten Beide einen Monat zusammen, und die erste Hälfte desselben fast nie ohne einander. Das gegenseitige Vertrauen wurde größer. Wilhelmine fühlte eine geheime Sehnsucht nach seiner Gesellschaft, und gab sich arglos jedem Gespräche hin, selbst den Betheurungen seiner Hochachtung, seiner Freundschaft. Die geheime Liebe war schon lange da, und es fehlte nur noch an

und die Frau von Dürbeck sagte, als sie ihres Bruders Arm nahm: meine Kammerjungfer.

„Ein sehr schönes Mädchen, liebe Schwester!" erwiederte er, und sah sich noch einmal nach ihr um. — Und für ihre Jugend sehr geistvoll, setzte die Frau von Dürbeck hinzu. Sie ist auch mehr meine Gesellschafterin, als meine Jungfer. Während sie in die Thür gingen, packte Wilhelmine (so hieß das junge Mädchen) Schachteln und Cartons aus.

Der Graf, ein junger zwei und zwanzigjähriger Mann, schön, unabhängig und reich, gehörte zu den Besseren seines Standes; denn er hatte eine zwar stolze, von ihrem Adel eingenommene, sonst aber vortreffliche Mutter, und einen hellen Kopf zum Hofmeister gehabt. Er war nur kurze Zeit in der großen Welt gewesen, und hatte seinen Charakter bloß polirt, nicht verloren. Die Schwester war an einem großen Hofe, wo sie mehrere Jahre lebte, nicht böse geworden, weil es ihr nicht an natürlicher Herzensgüte fehlte; doch hatte sie die schöne Einfalt der Natur verloren, schätzte den Werth der Menschen nu. nach Geburt, Rang oder Ti-

tel, und suchte das Glück nirgends als in den prächtigen Sälen der Großen. Es fehlte ihr nicht an Geist; aber sie schämte sich ihres Herzens.

Wilhelmine, ihre Jungfer, war die Tochter eines edlen Mannes, den das Unglück, so lange er lebte, verfolgte, aber nicht niederdrücken konnte. Er hatte endlich gelernt, sein Glück auf den Besitz und die Liebe seiner Tochter zu beschränken. Den Ueberrest seiner ermattenden Kräfte gebrauchte er allein für *sie*: nicht, ihr aus dem Unglücke empor zu helfen, sondern sie stark gegen die Noth des Lebens zu machen. Wilhelmine hatte in schnellem Wechsel gute und auch sehr üble Tage gehabt. Der Vater lehrte sie des Glückes entbehren, damit sie das Unglück tragen könnte. Er leitete die empfindliche Reitzbarkeit ihres Herzens auf die Tugend, in die Ewigkeit; und dieses Leben lehrte er sie nur als einen Gegenstand der Beobachtung ansehen. So war der Charakter seiner Tochter, bei einem weichen, sehr reitzbaren Herzen, dennoch fest geworden. Sie hatte eine lebhafte Phantasie, und konnte sogar schwärmen; es

fehlte ihr aber dabei nie an ruhiger Ueberlegung. Man hätte sie für gefühllos und für empfindsam halten können, je nachdem man sie in verschiedenen Lagen sah.

Als sie ein Mädchen von sechzehn Jahren war, half Frau von Dürbeck ihrem Vater aus einem Abgrunde von Elend, worin er versinken wollte. Er wurde gerettet; doch seine Lebenskraft war verzehrt, und er starb nicht lange nachher in den Armen seiner Tochter. „Was dir auch begegnet," sagte er mit sterbenden Lippen; „denke daran, liebe Wilhelmine, daß dieser Augenblick auch für dich kommt, daß es dann einerlei ist, ob du glücklich oder unglücklich gelebt hast, und daß du in dieser Stunde nichts gebrauchst, als deine eigne Achtung. Mögen alle Menschen, mag jede Hoffnung dich verlassen, mein theures Kind: nur verlasse dich selbst nicht! Sey tugendhaft, sey stark, sey groß! Glück steht nicht in des Menschen Gewalt; wohl aber, des Glückes werth zu seyn. Das ist des Menschen Kleinod. Kaufe nie das veränderliche Glück um diesen unwandelbaren Schatz, von dem wir die Ewigkeit hindurch

zeh-

zehren müssen.“ Wenige Minuten nachher, als er das gesagt hatte, starb er lächelnd. Diese Worte standen lebendig in Wilhelminens Seele, und waren der Grund ihrer ganzen Moral. Sie ging zu der Frau von Dürbeck, und blieb, als der Mann derselben starb, aus Dankbarkeit bei ihr. Zwei Jahre war sie fast ohne alle Belohnung bei ihr gewesen, als sie nach Rollenhagen zu dem Grafen kam. Jetzt blühete sie in der vollen jugendlichen Schönheit, und war heiter wie der Frühling. Frau von Dürbeck hatte ihr die Erziehung ihres vierjährigen Sohnes übergeben, und das Kind liebte sie mehr als seine Mutter. Auch das setzte Wilhelminen über die gewöhnliche Behandlung der Kammerjungfern hinaus.

Der Graf hatte die Schönheit des Mädchens bemerkt; doch der Nahme: Jungfer, machte ihn unempfindlich dagegen. So oft er Wilhelminen sah, bewunderte er ihre edle Gestalt, ihren leichten Gang; aber der Gedanke, „es ist die Kammerjungfer meiner Schwester,“ der Manchen angezogen haben würde, hielt ihn zurück, und Wilhelmine blieb, wenn er mit

ihr bei der Frau von Dürbeck war, in einer kalten Entfernung von ihm.

Einmal überraschte der Graf seine Schwester und Wilhelminen. Diese verbeugte sich, und wollte gehen; Frau von Dürbeck sagte aber eifrig: nein, bleib hier, Wilhelmine! Mein Bruder soll entscheiden. Wilhelmine blieb stehen und schwieg; der Graf lehnte sich lächelnd in ein Fenster. Ich und Wilhelmine, hob die Frau von Dürbeck an, wir streiten über Freude und Schmerz. Sie behauptet, so wie sie tausend seltsame Dinge behauptet: das ganze Leben gebe weder das Eine, noch das Andre. — „Um Verzeihung Ew. Gnaden, ich sagte nur, das Leben gebe nichts, warum es sich der Mühe verlohne, zu klagen und sich zu freuen." — Das ist wohl so ziemlich einerlei, Wilhelmine. — „Ich freue mich, das ist gewiß; ich betrübe mich, auch das kann ich nicht läugnen: allein ich habe, glaube ich, nicht das Recht, mich zu freuen und zu betrüben." — Wie so? fragte der Graf. Frau von Dürbeck drang in sie, sich zu erklären. Wilhelmine sagte: „wäre irgend ein Schmerz gerecht, so müßte er ewig

dauern; der Mensch aber vergißt auch den stärksten. Als Ihr Herr Gemahl starb, waren Sie außer sich vor Schmerz; ich eben so, als mein Vater starb. Beide sind und bleiben todt; wir weinen aber nicht mehr. Und ist es nicht mit dem Glück eben so? Ist es mit dem ganzen Leben anders? Lebt man länger als einen Augenblick? Was behalte ich von dem Moment, der vergangen ist? Kaum das Andenken. Freude und Schmerz vergehen mit dem Leben, mit der Stunde, mit der Minute. Wenn ich zwei Minuten lebte, die eine in Schmerz, die andre in Freude, so hätte ich gerade so lange gelebt, wie alle Menschen. Vergangener Schmerz und vergangene Freude sind nicht mehr Schmerz und Freude, eben weil sie vergangen sind. Ich fühle nur den Schmerz und die Freude des Augenblicks, der bei mir vorüber flieht; und wäre das Grab nicht, die Menschen würden es sich täglich wünschen. Seltsam!" fuhr sie mit brennenden Augen fort; „die Menschen nennen: Leben, was doch nichts ist als ein Tod, der alle Augenblicke wiederkommt. Was ist die Zeit anders als der Tod, der uns an das Grab

hintreibt? Jeder Augenblick nimmt uns unser Seyn, unsere Freude, unsern Schmerz; wir verlieren alles, zuletzt sogar die Quellen der Freude und des Schmerzes. Und so würde ja der kein Thor seyn, der sich lächelnd an den Strom seines Lebens setzte, und ruhig wartete, bis er abgeflossen wäre. Hat denn der Mensch das Recht, sich über etwas Vergängliches zu freuen oder zu betrüben?"

Nun, Bruder, sagte die Frau von Dürbeck: was sagst du? Sieh, so spitz, so fein geht es immer, wenn wir zuweilen disputiren.

Wer hätte glauben sollen, sagte der Graf, daß unter dem heitern Gesichte so viele schwarze Lebensfeindschaft steckte!

„Ich hasse das Leben nicht, Herr Graf; nur will ich dessen Sklavin nicht seyn."

Sie hassen es, weil Sie ihm allen Werth nehmen.

„Allen? Nein, Herr Graf. Das Leben hat seinen hohen Werth; denn es endigt einmal."

Und so auf einmal dem Menschen allen Werth zu nehmen, weil er klagt und jauchzt . . .

Freude und Schmerz sollen doch den Werth des Menschen nicht ausmachen?"

Was denn?

„Sein Wille. Die Zeit, und der Tod herrschen über Alles, zerstören, zerstäuben Alles. Nur der Wille des Menschen ist über Zeit und Tod. Mag das Leben vorüber fliehen, wie eine zerrissene, dunkelhelle Wolke; mögen alle Plane, alle Entwürfe, auch die besten, die reinsten, zerstört werden: ich habe etwas Besseres gewollt. Freude und Schmerz, Vorstellungen und Gedanken vergehen; nur der Wille kann mir bis zu dem Grabe bleiben."

Der Graf warf einen staunenden, ehrerbietigen Blick auf das Mädchen. Frau von Dürbeck sagte kalt: von Ihrer Tugend, Garthofen, schweige Sie. Es ist nun überhaupt genug. Bruder, ich habe mit dir zu reden. — Wilhelmine ging ruhig aus dem Zimmer.

Frau von Dürbeck bemerkte den ehrerbietigen Blick, den ihr Bruder auf Wilhelminen warf; und so war diese den Augenblick wieder ihre Jungfer. Der Graf hatte freilich von dem, was Wilhelmine sagte, nicht die Hälfte ver-

standen, weil er an den raschen, springenden Gang ihrer Ideen nicht gewöhnt war; dennoch aber genug, um einzusehen, daß Wilhelmine nicht zu den alltäglichen Mädchen gehörte. So gern er auch das Gespräch mit ihr noch fortgesetzt hätte, so scheute er sich doch vor seiner Schwester. Indeß — Wilhelmine war ihm bedeutender geworden, und wurde das mit jedem Tage noch mehr, da er sie näher beobachtete, wozu ihm die Schwester selbst, so oft sie guter Laune war und Wilhelminen als ihre Gesellschafterin betrachtete, Gelegenheit gab.

Der Graf bekam eine große Achtung für Wilhelminen; sie aber blieb immer gleichfremd gegen ihn, und sprach mit ihm nie, außer wenn es Frau von Dürbeck befahl. Immer verließ sie den Garten, wenn er allein hinein kam, oder das Zimmer, wenn die Frau von Dürbeck ihr nicht befahl, zu bleiben. Einige Male fand er indeß doch Gelegenheit, mit Wilhelminen allein zu seyn; dann aber war sie ruhig, einsylbig, und brach das Gespräch ab, sobald sie konnte. Sie bemerkte in der That die Neigung des Grafen nicht; und Achtung,

glaubte sie, sey er ihr, wie jedem Menschen, schuldig.

Durch die Zeit und durch Gewöhnung wurden Beide bekannter. Wilhelmine wendete sich einige Male an den Grafen, als sie unglückliche Familien in Rollenhagen hatte kennen lernen, denen er helfen sollte. Er ergriff diese Gelegenheiten gern, um sich ihr vortheilhaft zu zeigen; und so entstand an beiden Seiten auf die natürlichste Weise eine gegenseitige Achtung, die täglich zunahm.

Wilhelmine hatte Talente, die der Graf noch nicht kannte: sie sang vortrefflich, und spielte das Klavier sehr gut. Er sprach einmal mit seiner Schwester über Musik; und sie waren verschiedner Meinung über den Werth einiger Stücke. Frau von Dürbeck klingelte Wilhelminen, und sagte: liebes Kind, spiele einmal diese beiden Arien, und singe dazu. Dann wollen wir sehen, Bruder, wer Recht hat.

Wilhelmine setzte sich. Beide lehnten sich auf ihren Stuhl, und der Graf war von ihrer lieblichen Stimme bezaubert: so hatte er noch nie singen hören! Als sie geendigt hatte, faßte

er zum ersten Male ihre Hand, und sagte: o, warum erfahre ich erst jetzt, welch eine Künstlerin wir an Ihnen haben! — Nun, Bruder? sagte Frau von Dürbeck, etwas mißmuthig: was urtheilst du jetzt? — „In der That, liebe Schwester, ich erstaune über die Vollkommenheiten deiner Freundin." — Davon ist nicht die Rede, erwiederte sie kalt. Wir wollen unser Gespräch fortsetzen. — Wilhelmine verließ das Zimmer.

„Das wollen wir," sagte der Graf sehr eifrig. „Schon längst hätte ich es dir sagen müssen. Dieses Mädchen, diese Garthof — es ist grausam, es ist unmenschlich, daß ein solches Mädchen Kammerjungfer seyn muß." — Das habe ich schon lange gedacht, lieber Bruder; sie paßt dazu nicht. Es ist dir ja leicht, etwas für sie zu thun, daß sie in eine bessere Lage kommt. Ich will ihr aufsagen; sie kann auf Michaelis abziehen.

„Abziehen?" sagte er langsam. „Aber ja," fuhr er schnell fort; „das mag sie, sobald sich eine bessere Lage für sie findet. Ich bitte dich, Schwester, du behandelst sie zuweilen . . .

so kalt, so . . . ich möchte fast sagen verachtend."

Ihr Herren findet das immer, wenn ein Gesichtchen hübsch ist. Willst du aber, so nehme ich eine andere Jungfer, und die Garthof wird Gouvernante bei meinem Karl, den sie ohnedies schon erzieht. Sie spricht sehr gut Französisch. — „Französisch? Recht gern, recht gern!"

Frau von Dürbeck, die ihres Bruders entstehende Neigung zu ihrer Kammerjungfer bemerkte, hatte freilich große Lust, sie abzuschaffen; aber — Wilhelmine war ihr nothwendig: sie besaß eine große Geschicklichkeit, den Putz ihrer Gebieterin sehr geschmackvoll anzuordnen; überdies hatte der kleine Karl sich gänzlich an sie gewöhnt, und gewann durch ihre Erziehung augenscheinlich. Es war ihr indeß doch sehr unangenehm, daß ihr Bruder dem Mädchen so auffallende Beweise von Achtung gab; und sie schlug ihm daher vor, es zu entlassen. Da aber der Graf gegen ihre Erwartung einwilligte, so hielt sie die Gefahr nicht für dringend. Sie nahm sich nun eine andre Kammerjungfer, und Wilhelmine wurde Gouvernante, hieß jetzt

Mamsell, aß mit dem Grafen und seiner Schwester am Tisch, und hätte in allen Gesellschaften mit seyn können, wenn ihr nicht der Kreis grüner Bäume im Garten lieber gewesen wäre, da sich mit dem, wie sie ganz ernstlich behauptete, mehr Kluges reden ließ, als mit den meisten Menschen.

Der Graf hatte jetzt öfter Gelegenheit, Wilhelminen zu sehen; aber auch nur das. Frau von Dürbeck ließ ihn nicht aus den Augen; und wenn er kaum ein interessantes Gespräch mit Wilhelminen angefangen hatte, so unterbrach sie es mit einer Schäkerei, die oft aus den Wolken gegriffen war, und weiter nichts sollte, als unterbrechen. Er sah es daher sehr gern, daß seine lästige Schwester eine nothwendige Reise machte, über die wohl ein Monat hingehen konnte.

Jetzt hatte der Graf Wilhelminen allein in Rollenhagen. Er dachte nicht an Liebe, und hielt es für unmöglich, daß er je ein bürgerliches Mädchen heirathen könnte. Wilhelminens seltsamer, überspannter Ton war ihm interessant; das, glaubte er, wäre alles. Sie, an

ihrem Theile, hatte kaum eine Ahnung von des Grafen Wohlwollen für sie. Es schien ihr sehr artig, daß er sich Mühe gab, ihr jetzt, da seine Schwester abwesend war, das Leben angenehm zu machen; und sie fand es nicht unschicklich, mit ihm allein spazieren zu gehen, wie sie sonst in Gesellschaft seiner Schwester mit ihm gegangen war. Auch spielte und sang sie ihm vor, ohne irgend eine Absicht dabei zu haben. Wohlwollen und Achtung fühlte sie für ihn; die mußte sie aber für einen so edlen Mann wohl fühlen.

Die Neigung des Grafen nahm so langsam zu, daß sie hätte darauf schwören können, er habe sich im ersten Augenblick ihres Hierseyns nicht anders gegen sie betragen, als jetzt. So lebten Beide einen Monat zusammen, und die erste Hälfte desselben fast nie ohne einander. Das gegenseitige Vertrauen wurde größer. Wilhelmine fühlte eine geheime Sehnsucht nach seiner Gesellschaft, und gab sich arglos jedem Gespräche hin, selbst den Betheurungen seiner Hochachtung, seiner Freundschaft. Die geheime Liebe war schon lange da, und es fehlte nur noch an

einer Erschütterung ihrer Herzen, um das zu bemerken, was sie bis jetzt noch nicht ahneten. Der Graf wünschte wohl zuweilen, daß Wilhelmine von seinem Stande seyn möchte; „aber, das ist sie nun einmal nicht!" dachte er mit Achselzucken. Sie wünschte gar nichts; denn sie fühlte sich glücklich.

Endlich kam Frau von Dürbeck zurück. Kaum war sie vier und zwanzig Stunden im Hause, so wußte sie, daß ihr Bruder Wilhelminen liebte, und sagte es ihm scherzend. Dann setzte sie ernsthaft hinzu: sie ist alles, was du willst, lieber Bruder, — schön, klug, artig, geistreich; ich hoffe aber, du wirst nie vergessen, daß sie doch Eins nicht ist, was eine förmliche Verbindung des Grafen Rollenhagen mit ihr unmöglich macht. — „Hm!" erwiederte er finster; „ich habe dir noch nicht einmal zugegeben, daß ich sie liebe. Sie ist ein sehr edles Geschöpf, und ich achte sie; aber daß etwas Anderes unmöglich ist, sehe ich so gut, wie du." Er fand mit Bestürzung, daß seine Schwester wohl Recht haben könnte, und zog sich von Wilhelminen etwas zurück, doch nur, um so-

gleich zu fühlen, daß es ihm unmöglich war, sich zurückzuziehen. Wilhelmine blieb ruhig: sie sah eine Veränderung in ihrem bisherigen frohen Leben; das hatte sie aber erwartet, und sich darauf gefaßt gemacht.

Der Graf drängte sich wieder näher an Wilhelminen, so oft und so bedeutend auch Frau von Dürbeck von dem Einen sprach, was Wilhelmine nicht sey. Wilhelmine, die ihre Liebe aus unbesorgter Unschuld stets mit der Freundschaft verwechselte, bot dem Grafen fröhlich die Hand auf dem Wege, den sie nun mit raschen Schritten vorwärts gingen. Wessen konnte sie sich bewußt seyn? Fängt denn die Liebe, die selbst bei den besseren Menschen am Ende zur Hälfte sinnlich wird, — fängt sie nicht immer, auch bei unedleren, mit der reinen Empfindung der erhabensten Geister an? Ach! und machten nicht Noth und Vorurtheile sogar das Entstehen der reinsten Liebe oft zu einem Verbrechen; nähmen nicht Wollust und Verführung so oft die himmlische Gestalt der Liebe an: würde nicht selbst der sinnliche Genuß den Menschen heilig dünken?

Wilhelmine fühlte, daß sie den Grafen mehr als jeden andern Menschen, mehr als ihren Zögling, den jungen Dürbeck, liebte: aber an eine Heirath dachte sie nicht; und doch schienen Liebe und Heirath ihr Eins zu seyn. Sie kannte ihre Empfindung sehr wohl, glaubte aber, sie nicht mit dem Nahmen: Liebe, benennen zu müssen.

Der Graf war aus einem geheimen Instinkte, den ihm sein Geburtsvorurtheil gab, mit den Benennungen Freundschaft, Vertrauen, sehr wohl zufrieden. Er täuschte erst sich selbst, um desto ruhiger auch Wilhelminen täuschen zu können. Ein Gedanke an Verführung kam nicht in seine Seele, weil er wirklich ein edler Mann war; aber — er spielte mit einer Leidenschaft, deren Gefahr er kannte, und blieb unentschlossen, ob er sie bekämpfen, oder sich ihr hingeben sollte. In den meisten Fällen ergreift ja das Verbrechen den Menschen; selten der Mensch das Verbrechen: sein Fehler ist nur, daß er nicht früh genug zurücktritt, daß er sich einbildet, es gebe noch einen andern Weg, als schnelle Flucht, dem Verbrechen zu

entkommen. Der Mensch schwankt zwischen Tugend und Vergehen: das macht ihn sicher; und so stürzt ihn die Leidenschaft gewöhnlich gegen seinen Willen in die Arme des Lasters.

Hätte der Graf seine Schwester nicht bei sich gehabt, so würde er in Wilhelminens Liebe seine tief eingewurzelten Vorurtheile vergessen haben; oder wären seine Vorurtheile stärker gewesen, so hätte er edel genug gedacht, sich auf einmal von Wilhelminen los zu reißen. Keins von Beiden geschah: er glaubte Herr über den Aberglauben seines Standes zu seyn, und dachte nicht an seine Schwester. Dieser gab er (freilich nur mit halbem Herzen) das Versprechen, Wilhelminen nicht zu heirathen; und sich selbst versprach er, Wilhelminen nicht zu lieben, aber auch nur mit halbem Herzen: denn schon längst war seine Liebe eine unüberwindliche Leidenschaft geworden, deren Stärke er sich absichtlich verhehlte. Frau von Dürbeck, die seinem Versprechen trauete, ließ ihn jetzt ruhig mit Wilhelminen allein: sie erlaubte ihm etwas, um nicht Alles zu verlieren. — Denkt eine Frau wie diese an die Seufzer ei-

nes getäuschten Mädchens, dessen Herz am Ende bricht? Sie dachte nur: ein Bürgermädchen kann unmöglich auf den Gedanken kommen, daß ein Graf Rollenhagen es heirathen werde.

Jetzt wurde des Grafen Betragen gegen Wilhelminen ungleich, ängstlich. Er seufzte, betrachtete sie mit unruhigen Blicken, und schlug, wenn sie bei ihm saß, den zitternden Arm um ihren Leib; dann ließ er sie plötzlich fahren, drückte ihr die Hand, und sagte schnell etwas sehr Gleichgültiges. Seine Unruhe, seine Blikke, seine Seufzer öffneten Wilhelminen die Augen: sie bemerkte seine Leidenschaft, und in demselben Augenblicke auch die ihrige.

Jetzt that sie tiefe Blicke in ihr Herz, sah die ganze Stärke ihrer Liebe, und verglich diese mit ihren — nicht kleinen — Hoffnungen. Den Ahnenstolz kannte sie im Allgemeinen, aber nicht die Gewalt, die er über das Herz ausübt. Sie hielt ihn für ein kindisches Vorurtheil, das Frau von Dürbeck wohl vertheidigen könne, über das aber der Graf nur lächeln müsse. Bei ihrem Bewußtseyn, daß ihr Herz des seinigen werth war, glaubte sie, auch seine Hand

zu

zu verdienen. Sie liebte ihn, nicht seinen Rang, seinen Reichthum, und fühlte, daß sie ihm ihre Hand mit Freuden geben würde, wenn er auch nichts wäre und nichts hätte. Wie Tausende ihres Standes in ähnlichen Fällen, glaubte auch sie, der Graf müsse die Nichtigkeit des Geburtsranges so deutlich einsehen, wie sie selbst. „Und ist denn," dachte sie, „seine Liebe zu mir nicht ein Beweis, daß er sie einsieht?"

Die einzige Vorsicht, die sie gebrauchte, bestand darin, daß sie unthätig blieb und den Grafen beobachtete. Sie war fest entschlossen, sobald sie bemerkte, daß auch bei dem Grafen das Vorurtheil wirksam wäre, Rollenhagen zu verlassen, es möchte ihrem Herzen auch noch so viel kosten. „Ich schwöre dir, mein theurer Vater!" sagte sie mit ausgebreiteten Armen: „was auch meine Schicksale seyn mögen, nie werde ich mich selbst verlassen! Nein, das Glück, o, das hohe Glück der Liebe, steht nicht in meiner Gewalt; wohl aber, dieses Glückes werth zu seyn."

Entschlossenheit ist immer die Mutter der

Ruhe. Von diesem Augenblick an wurde Wilhelminens Betragen gegen den Grafen einfacher, ruhiger, folglich dem Anscheine nach kälter. Sie vermied, so viel als möglich, jeden Anlaß, der ihn überreden konnte, daß sie seine Liebe suche. Der Graf merkte die Veränderung an Wilhelminen; und bei diesem Hindernisse seiner Leidenschaft brach sie mächtiger als je hervor.

Frau von Dürbeck erklärte Wilhelminens ruhige Fassung für feine Kokatterie. Hm! Bruder, sagte sie lachend: sie hat dich nun genug durch gefälliges Entgegenkommen angezogen; das bringt aber nur bis auf einen gewissen Punkt. Geheuchelte Kälte führt dann den sehnsuchtsvollen Liebhaber immer weiter. Sie will dich heirathen: das ist alles. Da hast du mit Einem Worte das ganze Räthsel. Diese Aeußerung der Schwester ging bei dem Bruder nicht verloren. Wilhelmine war ruhig; der Graf betrug sich kalt. Sie wurde noch ruhiger, und glaubte sogar, sich in ihm geirrt zu haben. Seine Leidenschaft stieg aber nun in schnellen ungeheuren Sprüngen; und Wilhelminens Ruhe verwandelte sich bald wieder allmählich in Lei-

denschaft. Das Vertrauen, die gegenseitige Achtung nahm zu, je näher sie einander kennen lernten; bis jetzt hatten sie indeß noch kein Wort von Liebe gesprochen, sondern sie nannten ihre Empfindungen: Freundschaft, Achtung, Vertrauen. Der Graf band sich nicht mehr an das Versprechen, das er seiner Schwester gegeben hatte; Wilhelmine nicht mehr an ihren Entschluß, sich leidend zu verhalten. Er überlegte jetzt schon oft, wie er seine ahnenstolze Schwester beruhigen sollte; und ihre nassen Augen, der zärtliche Ton ihrer Stimme, sagten schon mehr, als ihre Lippen sagen durften. So gewann ihre Liebe jene Stärke, die zu ihrem Genusse nothwendig des gegenseitigen Geständnisses bedarf.

In dieser Empfindung fand der Graf Wilhelminen an einem schönen Frühlingsmorgen in der dunkelsten Laube des Gartens. Sie weinte darüber, daß sie dem geliebten Manne ihre Liebe nicht gestehen konnte. Ihre Thränen flossen nicht über den Schmerz des Schweigens, sondern darüber, daß ein solcher Schmerz möglich ist, daß der Mensch die schönste Blüthe

des Himmels verbergen muß, wie eine Giftpflanze, daß er sie nur mit Thränen des schweigenden Kummers benetzen darf, und nicht mit Thränen der lauten Freude. Sie legte, als sie den Grafen sah, das Gesicht in ihr Tuch; und ihre Thränen flossen noch stärker, daß sie es thun mußte. Den Ahnenstolz des Grafen fürchtete sie nicht; sie weinte darüber, daß auch das Geschlecht eine Scheidewand der reineren Liebe ist.

Sie trauern, liebe Wilhelmine? sagte der Graf, und nahm die Hand mit dem Tuche von ihren Augen. Sein Stolz lag so tief in seiner Seele, daß er das Daseyn desselben kaum ahnete, und am wenigsten, wenn er bei Wilhelminen war. In dieser berauschenden Nähe der Liebe, der Menschlichkeit, der schönsten Gefühle hielt er (denn er war ein guter Mensch) einen zärtlichen Blick, ein vertrauliches Wort der Geliebten für mehr, als die sämmtlichen Verhältnisse seines Standes und der ganzen Erde. Weiß denn der Mensch, wenn schmelzende Liebe ihn erweicht hat, und wenn er die Würde der Menschheit fühlt — weiß er dann, daß

es Augenblicke geben kann, wo das Herz unter einem Sterne von Flittern oder Steinen noch stolzer schlägt, als an einem andern Herzen voll Liebe? — Der Graf fragte Wilhelminen, als er Thränen von ihren Wangen rollen sah, mit Zärtlichkeit: warum weinen Sie, Wilhelmine? Sie blickte denkend auf, und sagte langsam: „daß der Mensch in dieses Grab gekerkert ist; daß Vertrauen und Freundschaft nicht über die Lippen, nicht aus dem Herzen dürfen; daß ... daß ein Menschenleben so flüchtig dahin eilt, ehe man Zeit hat zu sagen: ich lebe, ich fühle, ich — ich liebe!"

Der Graf nahm mit Heftigkeit ihre Hand, und sagte: was hindert Sie, liebste Wilhelmine, das zu sagen? Jetzt erst merkte sie, wie viel sie gesagt hatte. Sie schwieg beschämt; denn sie war zu edel, als daß sie unwahr deuten, und zu furchtsam, als daß sie antworten konnte. Und reden denn, fuhr der Graf fort, — reden Thaten und Empfindungen nicht mehr als Worte? Daß ich Sie liebe, Wilhelmine, mag die Welt wissen, wie Sie es längst gewußt haben. Daß ich von Ihnen geliebt bin,

ist längst mein einziges Glück. Was habe ich anders von dem schalen, langweiligen Leben, als die Liebe, . . . als dich, dich allein, meine Geliebte!

Wilhelmine war doch mehr Mädchen, als sie geglaubt hatte. Es mißfiel ihr, daß er ihr jetzt seine Liebe erklärte, da sie diese Unterredung veranlaßt hatte. Sie sagte schnell, erröthend und in einem kalten Tone: „das meine ich nicht, lieber Graf!" — Wie? fragte er erstaunt; das meinen Sie nicht? — Sie suchte aus ihrer Verwirrung zu kommen, und hob an: „ich wollte sagen, . . ." Aber ihre Verwirrung nahm zu, und sie stand auf. Wilhelmine! sagte der Graf mit der bebenden Stimme eines vollen und zurückgestoßenen Herzens, mit einem rührend zärtlichen Vorwurf in den Augen; und Wilhelmine, die schon hatte weggehen wollen, warf sich laut schluchzend an seine Brust.

Diese erste Umarmung der Liebe verhinderte Beide, sich bestimmter zu erklären; sie täuschten sich selbst. Erst nach einigen Tagen merkte der Graf, daß Wilhelmine seinen Rang gar nicht als ein Hinderniß ihrer Liebe betrachtet

hatte; und — so schwach ist der Mensch! — er glaubte, dadurch einen Triumph zu verlieren: den, seiner Geliebten mit seinem Range ein Opfer zu bringen. Darauf, daß Wilhelmine ihn nicht einmal eines Vorurtheils für fähig hielt, legte er keinen Werth. Indeß die Denkart und die Anwesenheit der Frau von Dürbeck machte eine Erklärung über diesen Punkt nothwendig. Der Graf gab sie mit aller Feinheit; Wilhelmine achtete aber kaum auf das, was er sagte: sie liebte ihn, und war glücklich; was hatte sie noch zu wünschen! In manchen Augenblicken fiel ihr freilich das Wort Heirath wohl ein; sie unterschied es aber gänzlich von ihrer Liebe, und wollte Alles der Zeit, den Umständen überlassen. Der Graf, der mehr dabei zu bedenken hatte, dachte desto öfter an die schönste Stunde seines Lebens, da Wilhelmine ihm gänzlich gehören würde.

Jetzt, da das Wort Liebe aus Wilhelminens Herzen hervorgebrochen war; jetzt, da sie ihm ohne Zurückhaltung sagen konnte: ich liebe dich! — jetzt, entfaltete sich ihre schöne Seele erst ganz. Vorher hatten ihre Gespräche etwas

Ungewisses. Ihre schönsten, heiligsten Empfindungen hingen an dem Worte: Liebe; durfte sie das nicht aussprechen, so mußte sie auch den reichen Schatz ihres Herzens verschließen. Jetzt aber, da der Sonnenstrahl der Liebe den Kerker des schönen Schmetterlings geöffnet hatte, hob er sich auf den Schwingen der neuen Gefühle empor. Der Graf schwamm entzückt mit der Geliebten in die herrlichen Gefilde der Tugend und der Ewigkeit hinüber. Was noch von alten Vorurtheilen in seiner Seele war, verbarg sich vor der belebenden Wärme der Liebe in die heimlichsten, kältesten Falten seines Herzens.

Frau von Dürbeck wagte es einmal, ein Paar spöttische Anmerkungen über seine Liebe zu Wilhelminen zu machen; er nahm sie aber so frostig, so ohne alle Vertheidigung auf, und sah dabei seine Schwester so durchbohrend an, daß sie von der Zeit an schwieg. Noch hatte er nichts von einer Heirath gesagt. Frau von Dürbeck fühlte, daß die geringste Beleidigung, die sie Wilhelminen anthäte, Veranlassung zu dem entscheidenden Schritte seyn könnte. Sie be-

handelte daher das Mädchen artig, doch kalt und steif; und berührte ihr Bruder die Saite einmal, so antwortete sie nur: ich habe dein Versprechen, Bruder!

Das Vertrauen der beiden Liebenden wurde unbegränzt. Der Graf konnte nicht eine Minute ohne Wilhelminen zubringen; sie hatte fast keine andern Geschäfte mehr, als die sie mit ihm gemeinschaftlich verrichten konnte. Am frühen Morgen kamen sie zusammen, und erst die Mitternacht trennte sie. Er fühlte sich bei Wilhelminen groß und edel; die Einwohner seiner Dörfer waren unter dem segnenden Hauche seiner Liebe glücklich, und beteten Wilhelminen als ihren Schutzgeist an.

Mit jedem Tage wurde des Grafen Wunsch, Wilhelminen ganz die Seinige zu nennen, stärker. Er konnte nur die Art nicht finden, seiner Schwester zu erklären, daß ihre ehemalige Kammerjungfer ihre Schwägerin werden solle. An dieser Kleinigkeit hing sein Entschluß. Wilhelmine ahnete davon nichts; sie glaubte, er, der mit ihr unter den Sternen ging, der ihr vor den tausend Augen des Himmels sagte: ich

liebe dich; — er würde seinen Triumph darin finden, das auch der ganzen Welt zu erklären. Ihre Liebenswürdigkeit, und sein sehnendes Verlangen — eine versteckte, aber mit jedem Tage mehr erwachende Sinnlichkeit — bestärkten ihn immer mehr in dem Vorsatze, nicht länger zu zögern. Er entschloß sich fest, es seiner Schwester kurz und gut zu sagen; aber — jetzt mußte sie auf einen Monat verreisen. Sie nahm von ihm, und selbst von Wilhelminen, zärtlichen Abschied, und ließ sogar einige Worte fallen, die ihm die angenehme Hoffnung gaben, daß sie nicht ganz unbeweglich bleiben würde. Er wollte in diesem Augenblicke reden; sie legte ihm aber einen Finger auf den Mund, und sagte: wenn ich zurückkomme, lieber Bruder, dann, hoffe ich, sollst du mit mir zufrieden seyn. Ich weiß, du liebst mich so brüderlich, daß du ohne mein Wissen keinen Schritt thun wirst, der mich so nahe angeht! Mit diesen Worten sprang sie in den Wagen.

Nun waren die beiden Liebenden ganz allein. Die Einsamkeit, ihre Liebe, die Hoffnung bald gänzlich vereinigt zu werden, die schönen Som-

merabende, und — die Sinnlichkeit verriethen sie. Wilhelmine wurde des Grafen Weib, ehe sie ihm vor dem Altare ihre Hand gegeben hatte. Der Graf schwor ihr, zu ihren Füßen knieend, ewige Treue; sie wunderte sich, daß er etwas schwor, woran sie nie gezweifelt hatte.

Selbst das geheimnißvolle Vergnügen, die halbe Reue, die Unruhe, die den verborgenen Genuß begleitete, gaben ihrer Liebe einen Reitz mehr. Ist auf der Erde etwas süßer, als den Kummer eines geliebten Herzens tragen zu helfen? und war der Tag ihrer ewigen Vereinigung nicht so nahe?

Was hatte der Graf nun seiner geliebten Gattin noch zu verschweigen? Er entdeckte ihr den Widerwillen seiner Schwester gegen ihre Verbindung mit ihm. Sie lächelte, und er fuhr fort: sieh', meine Einzige, du hast mit ihr in einem so seltsamen Verhältnisse gestanden . . . —

„Ich bin ihre Kammerjungfer gewesen,“ sagte Wilhelmine; sie merkte nicht, daß er das Wort umging. — Ich liebe meine Schwester; und so wünschte ich, daß sie zufrieden mit un-

ſerer Verbindung wäre. — Dagegen hatte Wilhelmine nichts; ſie wünſchte das ſelbſt. Aus einigen Wendungen ſeines Geſpräches merkte ſie aber, daß er Werth auf das Opfer legte, welches er ihr brachte. Sie glaubte, er müſſe es gar nicht als ein Opfer anſehen, und wurde nachdenkend; doch die feurigen Verſicherungen ſeiner ewigen Liebe verjagten ſehr bald wieder die aufſteigenden Zweifel aus ihrer Seele. Sie fühlte, daß ſie für einen Bruder eben die Schonung haben würde, und überdies war ſie ja ſchon des Grafen Weib. Daher machte ſie gar keine Einwendungen gegen das Benehmen, das er ſich und ihr vorſchrieb.

Als Frau von Dürbeck zurückkam, kündigte ſie ihrem Bruder an, daß ſein Oheim (ein ſehr ſtolzer Graf von Rollenhagen) und einige andere Verwandten ihn in Kurzem beſuchen würden; ſeiner Liebe zu Wilhelminen erwähnte ſie mit keinem Worte. Der angekündigte Beſuch mußte dem Grafen aus tauſend Urſachen ſehr unangenehm ſeyn. Allen den Verwandten, die zu ihm kommen wollten, beſonders dem Oheim, war er Ehrerbietung ſchuldig. Er kannte den

Stolz seiner Familie, aber auch Wilhelminens Empfindlichkeit bei der mindesten Zurücksetzung. So mußte er denn unangenehme Scenen befürchten; indeß war er fest entschlossen, Wilhelminen die Rechte zu verschaffen, die seiner künftigen Gemahlin gebührten.

Als die Besuche da waren, kam Wilhelmine Abends zu Tische. Sie hatte nicht mit essen wollen, da sie aus den Schilderungen des Grafen den Stolz seiner Verwandten schon kannte; er drang aber sehr darauf. So wie sie in den Saal trat, wendeten sich Aller Blicke auf sie. Der Graf faßte ihre Hand, führte sie zu seinem Oheim, und sagte: Demoiselle Garthof, mein gnädiger Oheim; ein sehr achtungswürdiges Frauenzimmer, das so gütig ist, den Sohn meiner Schwester zu erziehen. — Der alte Graf betrug sich artiger, als sein Neffe geglaubt hatte. Man behandelte Wilhelminen auf keine Weise beleidigend: allein man sprach über Gegenstände, von denen sie nichts wußte; und, wenn sie sich, was sie einige Male that, in das Gespräch mischte, so antwortete man ihr ganz kurz ab. Selbst dem Grafen ließ man

nicht Zeit, in ein Gespräch mit ihr zu kommen, was er verschiedentlich versuchte, um ihre Talente zu zeigen. Nach Tische ging Wilhelmine weg. Eine alte Dame sagte: Sie hatten einmal eine Kammerjungfer, liebe Dürbeck; war das nicht diese Mamsell? (Der Graf erröthete.) Für eine Kammerjungfer weiß sie sich doch wirklich ganz gut zu benehmen! — Sie hat Bescheidenheit, sagte der alte Graf; und es ist gut, wenn solche Leute nicht vergessen, unter was für Menschen sie sind. Der Graf glühete innerlich; aber was sollte er sagen! Seine Schwester hatte ihn gebeten, sich gegen seine Verwandten von seinen Wünschen nichts merken zu lassen; und das war am rathsamsten, wenn er seine Geliebte nicht aussetzen wollte.

Frau von Dürbeck hielt Wilhelminen eine Lobrede, die man kalt anhörte, und auf die der Oheim erwiederte: nun ja, die Jungfer mag recht gut seyn. War nicht ihr Vater ein armer Teufel, dem Sie noch das liebe Brot gaben? — Der Graf konnte vor innerem Zorn nicht reden; aber er fühlte etwas Widriges bei der Benennung: Jungfer. Sein halbes Ver-

mögen hätte er darum gegeben, wenn Wilhelmine nur nicht Kammerjungfer gewesen wäre! Das alte verjährte Vorurtheil brach wieder gewaltig in seinem Herzen hervor. Er suchte, als er sich allein befand, nach einem Mittel, seinen Stolz mit seiner Liebe zu vereinigen; und mit Erstaunen fand er, daß er von dem Vorurtheile seines Standes noch nicht frei war, so oft er auch in Wilhelminens Armen darüber gespottet hatte. Er schlich zu ihr hinüber, und war sehr zärtlich; indeß fehlte seiner Zärtlichkeit doch das rasche, ungestüme Feuer, womit die arglose Unbesorgtheit sich äußert.

Wilhelmine stellte andre Betrachtungen an. Sie glaubte sich nicht von den Gästen des Grafen beleidigt: denn sie hatte wohl nichts anders erwarten können; allein in dem Benehmen des Grafen selbst war etwas, das ihr nicht gefiel. Nichts erregt den Argwohn leichter, und nichts ist kränkender, als Zurücksetzung von dem Geliebten; und diese glaubte sie erfahren zu haben. Sie beschloß, den Grafen zu beobachten, ohne ihren Verdacht gegen ihn zu äußern. Daher waren jetzt Beide zwar sehr zärtlich ge-

gen einander, aber — gespannt und in Verlegenheit.

Beide hofften: der Graf, daß Wilhelmine morgen in einem besseren Verhältnisse mit seinen Verwandten seyn; und sie, daß es zu einer Scene kommen würde, in welcher ihr Geliebter sie nothwendig bestimmt in Schutz nehmen müßte. Sie irrten sich Beide; denn der ganze Besuch war ein vorher studierter Plan der Frau von Dürbeck, die Liebenden zu trennen. Man war auf die Vorstellungen dieser listigen Frau übereingekommen, Wilhelminen nicht zu beleidigen, sondern nur durch Nachlässigkeit einen Stachel an des Grafen Herz zu werfen. Frau von Dürbeck fühlte, daß ihr Bruder, sobald man Wilhelminen beleidigte, sie bestimmt in Schutz nehmen würde, und daß alsdann, bei seinem heftigen Charakter, Alles verloren wäre. Eben deswegen hatte sie Verwandte ausgesucht, die ihren feinen Plan begreifen und ausführen konnten. Sobald nun Wilhelmine am folgenden Morgen zum Frühstücke kam, (was sie auf die Bitte des Grafen that) hob das Spiel aufs neue an. Der Graf gab Wilhelminen viele Ge-

legenheiten, sich zu heben; man achtete aber nicht darauf, und niemand schien das Mädchen zu bemerken. Das mußte sie zuletzt nothwendig unbeholfen und verlegen machen. Der Graf glühete, und nun redete Frau von Dürbeck Wilhelminen ein Paarmal an. Diese antwortete nicht mit dem Geiste, wie sonst. Der Graf bemerkte ein kleines Lächeln in dem Gesichte eines von seinen Verwandten, der den Ruf eines sehr gebildeten Mannes hatte; er verwünschte heimlich seine Gesellschaft, sich selbst und die Verlegenheit seiner Geliebten.

So ging es einige Tage fort. Der Anstand wurde nie verletzt; allein die kalte, lächelnde, schonende Höflichkeit, unter deren erdrückender Last Wilhelmine sich bewegen mußte, nahm ihr alle Leichtigkeit, und machte ihr üble Laune, die dadurch noch übler wurde, daß sie eigentlich Niemanden anklagen konnte. Der Graf durfte nicht losbrechen, was er jetzt wohl tausendmal zu thun wünschte; denn er sah schon in den Gesichtern aller seiner Verwandten das Erstaunen, den Spott und das höhnische Lachen, wenn

er sagen würde, daß Wilhelmine ihm mehr sey als die Gouvernante seines Neffen.

Dem Trotze kann man Trotz entgegen setzen, der Unvernunft Kälte und Stärke, dem Zorne Ruhe, dem Grimm ein siegendes Lächeln: aber was dem Lachen, dem Spott, und einem verachtenden Wiegen des Kopfes? — Der Graf fing an, es gern zu sehen, daß seine Liebe zu Wilhelminen noch ein Geheimniß war. Er setzte nun in Gedanken seine Verbindung mit ihr wenigstens noch so lange hinaus, bis ein Zufall ihn berechtigte, sie zu erklären. Seine Liebe war nicht vermindert; aber in seiner Seele lag etwas Widriges, das ihn jetzt zärtlicher, jetzt kälter machte. Er glaubte nicht, daß Wilhelmine ihn so genau beobachtete, ja, nicht einmal, daß sie ihn so genau beobachten könne.

Ihr Vater, der in mancherlei Verhältnissen mit Menschen aus allen Ständen gelebt hatte, gab ihr, als sie den Wunsch äußerte, zu der Frau von Dürbeck zu ziehen, die Lehre, sich nie, in keiner Lage ihres Lebens, mit irgend einem von Adel auf Vertraulichkeit einzulassen.

Es giebt jetzt, sagte er, Tausende von Adel, denen der Ahnenstolz verächtlich ist, die auch das Verdienst des Bürgerlichen ehren, weil sie selbst Verdienste haben, weil sie edle Menschen sind. Sie tragen nicht die Ketten eines eigenen Vorurtheils; aber die Vorwürfe, die Verachtung der Schlechteren von ihrem Stande legen ihnen Ketten an, die eben so schwer sind, als wenn es eigne wären. Du willst zu der Frau von Dürbeck, meine Tochter. Sey, was du dort seyn sollst, ganz: ihre Jungfer, die Erzieherin ihres Sohnes, ihre Vorleserin, ihre Sängerin, was du willst, und was sie will; aber nie ihre Freundin! Dein Herz müßte der Raub dieser Freundschaft werden; denn sie würde dich einmal verstoßen."

Bei der Frau von Dürbeck war es Wilhelminen nicht schwer geworden, den Rath ihres Vaters zu befolgen; jetzt aber fiel er ihr zum ersten Male auch bei dem Geliebten ein. Sie erinnerte sich, daß ihr Vater im Allgemeinen gesprochen hatte, fing nun sogleich an, ihren Geliebten auf das schärfste zu beobachten, und fand zu ihrem Unglück, daß auch er von dem

Vorurtheile nicht gänzlich frei war. Die bittere Empfindung, sich zurückgestoßen zu sehen, erregte ihren ganzen Stolz. Die Hand, welche der Graf ihr als eine Wohlthat bot, beleidigte sie. „Wie!" fragte sie sich selbst; „wenn nun seine Liebe zu mir aufhörte? wenn er das Opfer, das er mir bringt, dann allzu groß fände?" Sie erschrak vor den Folgerungen, die sich daraus so natürlich ziehen ließen, kam aber zu keinem Entschlusse, weil sie den Grafen unaussprechlich liebte. Er an seinem Theile ging einen andern Weg. Es fiel ihm auch nicht einmal von fern ein, seine Verbindung mit Wilhelminen aufzugeben, da er in ihren Armen der glücklichste Mensch war; allein ihn drängte auch kein Wunsch, die Verbindung mit ihr gesetzlich zu machen: sie war ja schon ganz sein, und in gewissen Augenblicken sah er es recht gern, daß die überflüßige Ceremonie noch fehlte. Leise stieg der Wunsch bei ihm auf, daß Wilhelmine so mit ihm fortleben möchte. Ist sie nicht glücklich? dachte er. Ist es denn mein Nahme, warum sie mich liebt? Nein, mein Herz! — Er bedachte nicht, daß eben darum

sein Nahme nur ein kleiner Lohn für diese so uneigennützige Liebe war.

Der Graf schwieg von der Trauung; und Wilhelmine, der jetzt sein Schweigen bedeutend wurde, fragte ihn einmal in einer Wendung des Gespräches mit aller Unbesorgtheit und Ruhe: wann er ihr seine Hand geben wolle. Er ließ sich durch den ruhigen Ton ihrer Frage täuschen, und antwortete sehr aufrichtig: jetzt gleich, liebe Wilhelmine, noch heute, diesen Augenblick. Nur, hoffe ich, wirst du nichts dagegen haben, wenn unsre Verbindung noch eine Zeitlang ein Geheimniß bleibt. — „Warum?" fragte sie sehr kalt, und ohne Nachdruck. — Das Verhältniß meines Standes, meine Verwandten . . . — „Ich zweifle," sagte sie lächelnd, „daß sie jemals ihre Einwilligung geben werden: wenigstens die nicht, die ich kenne." — Er zuckte die Achseln. „Also," fuhr sie leicht fort, „heute, oder über ein Jahr: der Zeitpunkt ist einerlei. Oder hast du selbst Wünsche, daß unsere Verbindung noch geheim bleiben soll? Das wäre etwas Andres." Er küßte ihre Hand. Ja, liebste Wilhelmine, wir

wollen uns noch heute trauen lassen; ich bitte dich aber, meine Geliebte, noch eine Zeitlang zu verschweigen, daß du meine Gemahlin bist. Ich will alle Anstalten treffen.

Es floß ein nagendes Gift in Wilhelminens Seele. „Wozu denn die Eil?" fragte sie mit einem Seufzer. „Laß uns das erst überlegen!" Sie gingen aus einander: er sehr froh, daß sie die Sache so leicht nahm; sie mit dem drükkenden Gefühle, daß der Graf sich ihrer schäme. Und wie kann er mich lieben, wenn er sich meiner schämt?" dachte sie weiter; „wie soll ich ihn glücklich machen, wenn er mich so wenig achtet?" So folgten hundert Fragen auf einander, und zuletzt sagte sie: „wie konnte ich je die Lehren meines Vaters so vergessen!" Sie faßte nun den Entschluß, nie des Grafen Frau zu werden; und sie befestigte sich noch mehr darin, als er ihr in einigen Tagen nichts weiter sagte. Jetzt sammelte sie alle ihre Kräfte zu einem Gespräche, wodurch sie ihrer Sache gewiß werden wollte. Sie gab selbst zu, daß es nothwendig sey, ihre Verbindung geheim zu halten; ja, sie ging noch weiter: sie suchte

Gründe für diese Nothwendigkeit auf. Der Graf selbst würde diese elenden, armseligen Gründe nicht gefunden, oder sie wenigstens zu äußern nicht gewagt haben; er erklärte sie aber für triftig. Nun sah Wilhelmine mit beklemmender Gewißheit, daß er, trotz seiner Liebe, sich ihrer schämte. Sie umarmte ihn mit einer ahnungsvollen Zärtlichkeit, und nahm von ihm Abschied, weil er mit seiner Schwester auf zwei Tage in die Nachbarschaft verreisen wollte.

Kaum war er fort, so schrieb sie ein Billet an ihn, packte ihre Sachen und eine nicht unbeträchtliche Summe Geldes ein, die er ihr geschenkt hatte, ließ anspannen, fuhr in das nächste Städtchen, nahm da Postpferde, und reiste ohne Verzögerung weiter.

Der Graf erhielt bei seiner Rückkehr folgendes Billet: „Durch meine Abreise erspare ich Ihnen, lieber Graf, und mir die Reue, daß wir einander geliebt haben. Ich liebe nur Sie, nicht Ihren Rang. Auch Sie lieben mich, das glaube ich mit fröhlicher Ueberzeugung in dieser trostlosen Stunde. Eine Verbindung mit mir mußte Ihnen ein Opfer scheinen; und das

konnte ich nicht zugeben. Was mich von Ihnen treibt, ist nicht Großmuth, wie Sie, nach Ihrer Art zu fühlen, leicht glauben möchten; vielmehr ist es reines Selbstgefühl meines Werthes. Auch hat mir die Abreise weit weniger gekostet, als mir das Dableiben kosten würde. Ich will lieber weinen, als zittern, lieber unglücklich seyn, als mir selbst verächtlich werden. Unsere Herzen täuschten sich mit einer Stärke von Tugend, die erst das Loos einer glücklichen Zukunft seyn wird. Ich konnte nichts thun, als den süßen Irrthum unsrer Herzen verbessern. Sie werden mich nie vergessen, und ich — ich werde Sie ewig lieben. Obgleich ein Vorurtheil uns trennt, — ich bin gerecht genug, zu glauben, daß Sie werth waren, von diesem Vorurtheile frei zu seyn.

Wilhelmine Garthof."

Der Graf überlas das Billet wohl hundertmal, ohne es zu verstehen, da er Wilhelminens Ideengang nicht kannte. Er hielt in der That das für Großmuth, was nichts als der edelste Stolz des Mädchens war. Sie gewann dadurch in seinem Herzen aufs neue. Er setzte sich so-

gleich zu Pferde, ritt von einer Poststation zu der andern, verlor indeß sehr bald ihre Spur, und kam trostlos wieder nach Rollenhagen. Jetzt, da er Wilhelminen nicht mehr hatte, fühlte er die Größe seines Verlustes sehr tief, und wäre im Stande gewesen, vor den Augen des ganzen Adels knieend um ihre Hand zu bitten. Er zürnte mit sich selbst über seine Unentschlossenheit, über seinen Stolz, besonders als er nach und nach durch Ueberlegung fand, daß ohne Zweifel der Vorschlag zu einer heimlichen Verbindung ihm seine Geliebte geraubt hatte. Jetzt erklärte er seiner Schwester, für die Wilhelminens Verschwinden ein unbegreifliches Räthsel war, sehr deutlich und bestimmt, daß er diese heirathen würde, sobald er sie wiederfände. Eben das sagte er öffentlich, und schrieb er seinen Verwandten. Frau von Dürbeck, die Wilhelminens Wegreisen nun für weiter nichts ansah, als für einen Theaterstreich, um die Sehnsucht ihres Bruders zu vergrößern, hielt schon Alles für verloren. Sie sagte ihm mit bitterem Spotte: wenn das dein Ernst ist, Bruder, so sey ruhig! Die Prinzessin wird sich

wiederfinden. Dieser Kunstgriff ist so abgenutzt, daß ich mich wundre, wie er dich täuschen kann.

Der Graf schrieb, ritt, fuhr, reiste, fragte; doch Wilhelminens Aufenthalt war nicht zu entdecken. Er kehrte, als er sechs Monate unablässig und vergebens geforscht hatte, nach Rollenhagen zurück, und sagte seiner Schwester klagend: ich bin verloren! sie ist verschwunden!

Einige Monate nach Wilhelminens Verschwinden fing die Frau von Dürbeck an zu glauben, daß sie doch wohl keine Rolle gespielt haben möchte. Vorher hatte sie gesagt: die listige Schlange! jetzt sagte sie: das einfältige Geschöpf! — Wehe dem Menschen, dem die Tugend weiter nichts ist als List oder Dummheit! Was muß einem solchen Menschen das Leben seyn! und was das Grab!

Der Graf überließ sich einer finstern Melancholie. Zwar heilte ihn die Zeit davon; doch Wilhelminens Verlust konnte ihm nichts in der Welt ersetzen. Seine Verwandten machten mehrere Versuche, ihn zu verheirathen, und ließen ihn die schönsten, die gebildetsten Mädchen

sehen; er verglich aber jedes mit seiner Wilhelmine, und blieb ganz unempfindlich. Von Zeit zu Zeit machte er noch Reisen, um die Verlorne irgendwo wiederzufinden; doch immer vergebens. Endlich vergrub er seinen wehmüthigen, unauslöschlichen, obgleich nicht mehr drükkenden Kummer mit sich in die Einsamkeit seiner Güter; und noch da umschwebte ihn der wohlthätige Genius Wilhelminens. Er theilte seine Zeit in Studieren und in väterliche, wohlthätige Sorgfalt für seine Unterthanen. Man gab endlich die Hoffnung auf, ihn verheirathet zu sehen. Nun wurde der junge Dürbeck für seinen Erben erklärt, und, den Ansprüchen auf den Reichthum seines Oheims gemäß, erzogen.

Wilhelmine reiste mit ihrem Kummer, aber auch mit dem beruhigenden Gefühle, recht gethan zu haben, immer weiter. Sie wollte nach H***, weil sie dort am leichtesten als Gouvernante, oder in einer andern Lage, unterzukommen hoffte. Auf der Post in einem kleinen Städtchen traf sie mit andern Reisenden zusammen: es waren ein ältlicher Mann von schönem Ansehen, und seine Frau, mit ei-

nem lieblichen Gesichte. Alle drei aßen in Gesellschaft, und es fand sich, daß sie sämmtlich nach H*** wollten. Die Fremden thaten Wilhelminen, da sie keinen eigenen Wagen hatte, den Vorschlag, in dem ihrigen mit zu reisen; und sie nahm das mit Vergnügen an.

Unterweges erkundigte sich der Fremde bei ihr, wer sie sey. Sie antwortete im Gefühl ihres Schmerzes: eine unglückliche, von ihrem Manne verlassene Frau. Er sah sie forschend an, und fragte nur noch, wie sie hieße. Sie antwortete: „Frank." Er ließ sich nun mit ihr in ein Gespräch ein, und nach einer Stunde rief er unwillig aus: der Bösewicht! Wilhelmine erstaunte. Ich meine, sagte er, Ihren Mann! — „Er ist ein sehr edler Mann, mein Herr," sagte Wilhelmine sanft und bereuend; „nur das feinste Gefühl der Ehre hat uns getrennt." Der Fremde war so bescheiden, sich nicht näher nach ihren Schicksalen zu erkundigen; wohl aber fragte er nach ihren Absichten in Hamburg, die sie ihm auch ganz offenherzig sagte.

Wilhelmine hatte auf dieser Reise die Auf-

heiterung, welche eine geistreiche Unterhaltung immer giebt. Der Fremde kannte eine unglaubliche Menge von Menschen, und zwar sehr genau. Darüber wunderte sie sich nicht mehr, als sie erfuhr, daß er Direktor des Schauspiels in H*** war.

Er bat Wilhelminen, in H*** bei ihm zu wohnen, hörte sie singen, spielen, lesen, alles gleich vortrefflich, und that ihr dennoch nicht den Vorschlag, auf das Theater zu gehen. Sie las zuweilen für eine fehlende Aktrice eine Rolle in den Leseproben, und mit allgemeinem Beifall. Endlich kam sie selbst auf den Gedanken, die Bühne zu betreten. Ihr Wirth stellte ihr vor, wie schwer die Last des Schauspielerstandes sey; sie glaubte ihm aber nicht, wußte alle seine Einwendungen zu widerlegen, und betrat das Theater. Ihre Schönheit, ihre Stimme, ihr guter Dialekt und ihr feines Gefühl machten sie sogleich zu dem Lieblinge des Publikums, und bald hatte sie allgemeine Achtung, da man erfuhr, daß sie eben so tugendhaft als schön war.

Schon nach drei Monaten machte die Frau

des Direktors die Entdeckung, daß Wilhelmine Mutter werden würde. Diese erschrak zwar über die Nachricht; aber doch hob sich bald ein Gefühl des Entzückens in ihrer Seele. Jetzt wurde ihr das Andenken des Grafen wieder sehr theuer; jetzt wünschte sie zuweilen, ihn nicht verlassen zu haben, und es glühete eine heilige Flamme in ihrer süß beklemmten Brust.

Sie lebte hier in einer Art von Ueberfluß, und ersparte sich etwas Beträchtliches von ihrer Besoldung: Anfangs, auf den Rath des Direktors, für ihr Alter; jetzt für ihr Kind. Bisher hatte sie Liebhaberinnen gespielt; nun übernahm sie in einem Trauerspiele die Rolle der Mutter; und die Worte: „ich werde bald Mutter seyn," die sonst fast immer ein Lächeln im Parterre verursacht hatten, sagte sie mit einer solchen Erhabenheit, es drangen dabei so gewaltsam Thränen aus ihren Augen hervor, und ihr Gesicht war so entzückt, so heilig, daß ein Gefühl der edelsten Rührung das ganze Haus ergriff.

Wilhelmine wurde endlich die Mutter eines gesunden Mädchens, und ihr Entzücken darüber

war ohne Gränzen. Sie erzog ihre Tochter mit der größten Sorgfalt, nahm jetzt gar keine Besuche mehr an, und gab auch weiter keine, als nur bei den Besseren ihrer Kunstgenossinnen. Ihr Zimmer schien ein Heiligthum, über dessen Schwelle das Gelächter, der fröhliche Leichtsinn ihres Standes niemals kommen durfte. Bei ihrer Tochter war Wilhelmine eine Priesterin der ernsten Tugend, der Ewigkeit; nur auf der Bühne die fröhliche Priesterin Thaliens und des Frohsinns. Gleich in den ersten Jahren ihres neuen Lebens machte sie die Erfahrung, daß die Alten wohl daran gethan hatten, kein Frauenzimmer auf das Theater zu bringen. Sie selbst wäre wieder davon abgegangen, wenn die Sorge für das Glück ihrer Tochter, und die Ruhmbegierde sie nicht gehalten hätten; indeß war sie fest entschlossen, ihre Tochter nie die Bühne betreten zu lassen. Sie scheuete den schlüpfrigen Boden des Theaters, ob sie gleich das Beispiel gab, daß die Tugend ihn betreten kann, ohne zu gleiten.

„Gott im Himmel!" sagte sie oft; „wenn ich weiter nichts wäre, als eine Schauspielerin!

O, wie danke ich dir, daß ich auch *Mutter* bin!" Ihre Tochter füllte den ganzen Kreis ihres Denkens, ihres Handelns und ihres Glükkes. Auf der Bühne, hinter den Coulissen, in den Gesellschaften ihrer Gespielinnen, lernte sie, wie wenig der Mensch *ist*; aber in den Gefühlen ihres reinen Herzens, in der Einsamkeit, bei ihrer Tochter, wie viel der Mensch seyn *kann*. Sie selbst war die Lehrerin ihrer Karoline, und wiederholte dabei nur den Unterricht, den sie genossen hatte. Der Mensch ist durch die Tugend für die Ewigkeit da: das war der Grundsatz, auf den alle ihre Lehren abzweckten, und das behielt sie unablässig im Auge. Alles, alles war zu verlieren, zu vergessen, zu entbehren; nur nicht der Wille für das Gute, die Sehnsucht nach der Ewigkeit. *Diese* Erziehung, und keine andre, kann den Charakter des Menschen stärken. Festigkeit des Charakters, wenn sie in etwas Anderem besteht als in dem Willen für das Gute, ist Troz, Eigensinn, und nichts mehr.

Die kleine Karoline bekam, bei dem weichsten Herzen, schon in der Jugend unerschütterliche

liche Festigkeit, oder vielmehr die Anlage dazu. Sobald sie sechs Jahre alt war, verließ die Mutter mit ihr die Stadt, und bezog ein kleines Gartenhaus in einer schönen Gegend. Sie hatte das Glück, eine Witwe zu finden, der sie, wenn sie in der Stadt seyn mußte, ihre Tochter anvertrauen konnte, und die an ihrer eigenen Erziehung des Kindes nichts verdarb. Auf dem Landhäuschen lebte Wilhelmine völlig einsam, da sie sich jeden Besuch von ihren Bekannten verbeten hatte. Man nannte das Eigensinn; indeß gab man ihren Wünschen nach, weil man sie liebte.

Hier, in der schönen Natur, erhielt Karolinens Herz die ersten Eindrücke; hier lernte sie von ihrer Mutter Musik, Lesen und die weiblichen Arbeiten. Von einem Schauspiele hatte sie nicht einmal einen Begriff, obgleich ihre Mutter in H*** die Zierde desselben war. Man verbarg ihr absichtlich die Laster, die Verbrechen der Menschen, und füllte ihr Herz, ihre Phantasie ganz mit der Tugend, ehe man sie mit der Verderbtheit der Menschen bekannt machte. Ein geschickter Schulmann unterrich-

tete sie täglich einige Stunden in der Naturkunde und in andern Wissenschaften, deren Werth ihre Mutter durch Lesen kennen gelernt hatte. Sie war zehn Jahre alt, als die Mutter anfing, ihr nach und nach das Bild des Menschen auch mit seinen häßlichen Zügen vor die Augen zu bringen. Jetzt lernte sie Lebensklugheit, freilich nur ganz theoretisch, aber sehr richtig. Die Mutter verschwieg ihr nicht, wie wenig sie von den Menschen zu erwarten habe, und wie sehr sie ihr eignes Herz fürchten müsse. Jetzt fing sie an mit Karolinen zu lesen; und fast Alles war für diese neu, so daß ihr jede Seite Veranlassung zu den unterrichtendsten Gesprächen über den Menschen gab.

Sie verschwieg Karolinen sogar nicht, daß sie schön sey, zeigte ihr aber auch, welch eine gefährliche Schlinge ihre Schönheit und die Schmeicheleien der Männer ihr werden könnten. Diesen Unterricht, der meistens so gänzlich versäumt, oder so äußerst nachlässig betrieben wird, belegte sie mit Beispielen, woran es ihr in ihrer Lage freilich nicht fehlen konnte. Es war in der That ihr Wunsch, ihre Tochter tugend-

haft, und nicht die Tugend zu dem Netze einer guten Heirath zu machen. Sie setzte daher den Werth eines Mannes in ganz etwas Anderes, als in ein einträgliches Amt, oder in einen Titel. Zwar verschwieg sie ihrer Tochter nicht, wie viel Jugend und männliche Schönheit einem Mädchen wären; dabei sagte sie aber auch, das sey nur ein Glück, und gar kein Verdienst.

Einen vorzüglich wichtigen Punkt in Wilhelminens Erziehung machte ihr eigenes Schicksal aus. Vor nichts warnte sie ihre Tochter mehr und dringender, als vor der Freundschaft, vor der Vertraulichkeit mit Menschen aus höheren Ständen. Ueber dieses Kapitel sprach sie immer mit Thränen in den Augen, mit der ganzen angestrengten Kraft ihres Herzens; und hiermit drang sie auch am tiefsten in die Seele ihrer Tochter. Von nichts wurde Karoline stärker überzeugt, als davon, daß ein Adeliger das Vorrecht, welches die Geburt ihm giebt, nie ganz vergessen könne, und wenn er auch noch so edel sey. „Es ist," sagte die Mutter, „in alle Fasern seiner Seele verwachsen; und er kann sich nicht davon befreien. O, mein Kind!

was es dir auch kosten mag — reiß dein Herz freiwillig von jedem los, der über deinem Stand ist, ehe du dazu gezwungen wirst."

Ueber diesen Punkt sprach die Mutter oft sehr gerührt, und er drückte sich unauslöschlich tief in Karolinens Seele. Je älter diese wurde, desto bestimmteren Unterricht über den Menschen bekam sie; doch die Energie und die Reinheit,. die Unschuld ihres Herzens blieben dieselben. Sie war, wozu nur eine solche Erziehung sie machen konnte, die Freundin ihrer Mutter; und Beide liebten einander mit unaussprechlicher Zärtlichkeit.

Endlich wurde nach und nach bekannt, daß Madame Frank eine schöne Tochter hatte. Einige andre Schauspielerinnen besuchten sie aus Neugierde, erstaunten über das Mädchen, und erzählten nun allenthalben, Mademoiselle Frank sey noch weit schöner, als ihre Mutter ehemals in der vollsten Blüthe. Man hatte sich zwar in H*** daran gewöhnt, an die Tugend einer Aktrice zu glauben; das Wort Schauspielerin war indeß doch lockend genug, daß man Versuche machte, das schöne Mädchen wenigstens

zu sehen. Die Gegend, wo Karoline wohnte, wurde nun der Spaziergang vieler jungen Herren, und einige waren sogar unverschämt genug, sich bei ihr einzudrängen. Man foderte die Mutter auf, ihre schöne Tochter auf das Theater zu bringen. Sie selbst wollte es jetzt noch nicht verlassen, um ihrer Karoline ein kleines Vermögen zu sammeln; diese aber sollte die Bühne nie betreten. Um der lästigen Zudringlichkeit auszuweichen, schickte sie ihre Tochter und die Witwe in eine Stadt, wo sie ehemals mit ihrem Vater gelebt, und eine sehr würdige Familie gekannt hatte, an die sie ihrer Tochter jetzt Empfehlungen mitgab. Sie erzählte Karolinen auch jetzt ihre Geschichte nicht, weil sie befürchtete, daß die Ruhe derselben leiden könnte, wenn sie das Geheimniß wüßte. Die Tochter glaubte also noch immer, wie jedermann in H***, daß ihr Vater, Nahmens Frank, ein Mahler gewesen, und daß nach seinem Tode ihre Mutter, um sich zu ernähren, Schauspielerin geworden sey.

Sie reiste nun mit ihrer Pflegemutter nach A***, fand die Familie noch (die freilich von

einer Madame Frank nichts wissen wollte), bekam in dem Hause ein Paar Zimmer, und lebte sehr eingezogen, sehr einfach. Mutter und Tochter schrieben unausgesetzt jeden Posttag an einander; und dieser Briefwechsel war für die Tochter, welche jetzt in ganz neuen Verhältnissen lebte, sehr nützlich; er übte sie im Schreiben, und zwang sie, über ihre kleinen Begebenheiten strenger zu denken als ehemals.

Die Stadt lag in einer sehr romantischen Gegend. Ein Fluß mit sehr hohen, felsigen Ufern strömte an ihr weg in ein weites Thal, das mit seinen Dörfern, Weinbergen, Wäldchen und kleinen Erhöhungen den Augen ganz offen da lag. Auf diese Felsen ging Karoline sehr oft mit ihrer Pflegemutter. Als sie eines Tages wieder dahin kam, fand sie auf der Stelle, wo sie zu sitzen pflegte, weil sie die Aussicht von da für die schönste hielt, einen jungen Menschen, der mit entzückten Augen die schöne Gegend zeichnete. So wie Karoline sich mit ihrer Pflegemutter näherte, blickte er auf, sah sie an, und nahm den Hut vor ihr ab. Doch in demselben Augenblicke warf er Hut

und Papier von sich, rief: „o mein Gott!" und stürzte mit einer furchtbaren Geschwindigkeit von den steilen Felsen hinunter. Karoline schrie auf, trat an den Abhang, und sah nun die Ursache dieses gefährlichen Laufes.

Ein Paar Kinder hatten oben am Abhange des Felsens gespielt; eins war hinunter gefallen, und rollte jetzt dem Flusse zu. Die Mutter der Kinder, welche auf dem Felde arbeitete, näherte sich mit lautem Geschrei, und Karoline sah dem hinabeilenden Jüngling, der dem Kinde vorzukommen suchte, mit Angst und Zittern nach. Er ergriff es in dem Augenblicke der größten Gefahr, und warf sich wenige Schritte weit von dem Wasser, mit dem Kinde auf dem Arm, zu Boden, weil er sich selbst auf keine andre Weise retten konnte. Langsam kletterte er nun wieder aufwärts. Karoline rief ihm zu, wohin er sich halten müßte, und reichte ihm die Hand, ihm völlig herauf zu helfen. Als er oben war, drückte er das Kind an seine Brust, küßte es schweigend, und gab es dann der Mutter, mit einem Geschenke, das groß seyn mußte, da die Frau ihr Kind darüber zu

vergessen schien, und nur mit vielen Danksagungen für das Geld nach Hause ging.

Karoline ließ sich von dem jungen Manne den Vorfall erzählen, und so kam man plaudernd wieder an die Stelle, wo er gesessen hatte. Hier half ihm Karoline seine Mappe, seinen Hut, seine Papiere sammeln. Bei der Zeichnung, an der er so eben gearbeitet hatte, sagte sie: „aber Sie sollten auch die heutige Begebenheit nicht vergessen!" — Hier, erwiederte er, standen Sie mit der Mutter des Kindes; und sogleich warf er Beide mit einigen leichten Zügen auf das Papier. Darüber kam das Gespräch auf die Aussicht. Der junge Mann zeigte Karolinen die schönsten Punkte der Gegend, und sagte ihr: man könne sie nur ganz früh am Tage in ihrer vollen Pracht sehen, weil sie alsdann von der Sonne beleuchtet sey. Das wollen wir morgen, sagte Karoline zu ihrer Pflegemutter, und ging nun noch ein Stück mit dem jungen Manne weiter. An einem Querwege trennten sie sich, und Karoline bemerkte, daß der Unbekannte etwas sehr Edles in seinem Wesen habe.

Der etwa zwei und zwanzig-jährige Jüngling, welchen der Zufall hier mit der beinahe siebzehnjährigen Karoline zusammenführte, war der junge Dürbeck, den ihre Mutter in den ersten fünf Jahren seines Lebens erzogen hatte. Sein Oheim, der Graf Rollenhagen, empfand seit Wilhelminens Verschwinden den stärksten Widerwillen gegen die Denkart seiner Schwester, und wollte ihr die Bildung ihres Sohnes nicht anvertrauen, damit sie nicht wieder zerstören könnte, was von Wilhelminen so schön angefangen war. Als er die verlorne Geliebte suchte, lernte er einen vortrefflichen jungen Mann kennen, dessen Enthusiasmus für alles Gute ihm die schönsten Hoffnungen gab, und machte ihn zum Erzieher seines Neffen, den er gänzlich frei von den Vorurtheilen seines Standes erhalten wollte, die ihm seine unvergeßliche Wilhelmine gekostet hatten.

Es war ein Glück, daß der junge Mann mit einem heißen Herzen das ruhigste Nachdenken und sehr gründliche Kenntnisse verband; sonst hätte er einen thörichten Schwärmer aus seinem Zögling bilden müssen. Jetzt aber ge-

lang die Erziehung so gut, daß der junge Dürbeck ein edler Mensch wurde, ohne einmal recht zu wissen, was der Adel sey. Sein Lehrer reiste mit ihm, als er ein Jüngling geworden war, in Deutschland, und dann in der Schweiz umher, bis er endlich ein Mädchen fand, das er liebte, und ein Amt, das ihn nährte.

Der Jüngling blieb, nachdem er seine Verwandten besucht hatte, fürs Erste sich selbst überlassen, und machte eine Reise. So kam er in die Stadt, worin Karoline lebte, und ihre romantische Gegend zog ihn an, da er die Natur liebte, und vortrefflich zeichnete. Noch stärker wurde er aber jetzt von der schönen Karoline angezogen. Er fühlte eine heitere, jugendliche Empfindung, als er das Mädchen sah, und wußte selbst nicht zu begreifen, wie der Anblick eines schönen Gesichtes seinem Herzen so wohlthun konnte. Wahrscheinlich schlummerte noch ein Bild von Wilhelminen in seiner Seele, das durch die Aehnlichkeit der Tochter mit ihrer Mutter lebendig wurde. Holder, sagte er zu sich selbst, als er sie verließ, — holder kann doch kein Geschöpf auf der Erde seyn.

Am folgenden Morgen war er schon beim Aufgange der Sonne auf dem Felsen, und hoffte mit Sehnsucht auf das schöne Mädchen, das wirklich bald nach ihm kam. Sie besahen mit einander die herrliche Gegend. Karoline, deren Gefühl nicht, wie bei den meisten jungen Leuten, in Worten bestand, hing an ihr mit brennenden Blicken, und alles, was sie sagte, kam aus dem vollen Herzen. Ihr poetischer Ausdruck, den eine Erziehung in der Einsamkeit gewöhnlich bildet, freuete den jungen Dürbeck. Er liebte ihn, und hatte noch nie Anhänglichkeit für einen Menschen empfunden, weil er von der Kälte ihres Ausdruckes auf ihre Herzen schloß. Hier stand er nun vor einem sehr schönen Mädchen, das gerade eben so feurig sprach, wie er selber dachte.

Er fühlte, daß es zu seinem Glücke nöthig wäre, den Umgang mit Karolinen fortzusetzen, und fragte daher nach ihren Familien-Verhältnissen. Sie heißen Mademoiselle? — „Frank.“ — Das ist Ihre Frau Mutter? — „Nein; nur meine Pflegemutter.“ — Also Ihre Eltern sind

todt? — „Der Vater. Meine Mutter ist Schauspielerin in Hamburg."

Bei dem Worte: Schauspielerin, sank Dürbecks fröhlicher Muth, weil er Karolinens Wärme für eine Rolle hielt. Schauspielerin? wiederholte er seufzend. Und Sie leben hier, so weit von H***? — „Nach dem Willen meiner Mutter." — Sie selbst haben wohl schon gespielt? — „Nie. Ich bin sogar nur dreimal im Schauspiele gewesen, und jedes Mal gab man: Nicht mehr als sechs Schüsseln. Dies war das einzige Stück, welches meine Mutter mir zu sehen erlaubte." — Und warum eben nur das? fragte er nachdenkend. — „Weil meine Mutter mir recht anschaulich machen wollte, daß Verhältnisse, worin der Bürgerliche mit dem Adel kommen kann, immer für den ersten drückend werden, daß der Adel immer stolz . . . Doch," — sagte sie auf einmal lachend: „ich plaudre hier, und weiß nicht, wer Sie sind." — Sie haben mich gestern bei meiner Beschäftigung getroffen. Ich bin ein Mahler, und heiße Schütz. (So hieß sein Lehrer.)

Dürbeck wollte das Mädchen nicht beschämen, das so eben eine Härte über den Adel gesagt hatte; und so gab er sich einen Nahmen, den er liebte, und den er oft annahm, weil derselbe ihm in jedem Verhältnisse weniger Zwang anthat.

Karoline fand es angenehm, die Bekanntschaft mit einem Mahler gemacht zu haben, da auch ihr Vater einer gewesen war; und ihre Pflegemutter hatte den Auftrag, die Wünsche des Mädchens, sobald sie nicht offenbar gefährlich wären, zu erfüllen, und sie nur scharf im Auge zu behalten. Als Karoline endlich zurückging, begleitete Dürbeck sie bis vor ihre Wohnung. Er wünschte, ihr noch einige Schweizergegenden zu zeigen; und sie sagte: wir sind den ganzen Vormittag zu Hause.

Dürbeck war in zehn Minuten mit seinen Zeichnungen wieder bei ihr. Noch nie hatte er so schnell eine Bekanntschaft machen können, wie hier; aber — er schrieb Karolinens Freimüthigkeit und Natürlichkeit dem Stande ihrer Mutter zu. In der That würde sie gegen jeden Andern, mit dem sie nicht auf eine so un-

gewöhnliche Weise bekannt geworden wäre, blöder und zurückhaltender gewesen seyn. Dürbeck fand Karolinen schön, geistreich, gebildet; er traute aber ihrem Charakter nicht: auch lag offenbar etwas Räthselhaftes darin, daß sie sich mit ihrer Pflegemutter in dieser Stadt aufhielt; indeß, er sah diese Bekanntschaft als ein Abentheuer an, das ihm Vergnügen machte, und das er endigen könnte, sobald er wollte.

Zu seinem Erstaunen fand er in Karolinens Zimmer eine kleine Zahl der ausgesuchtesten Deutschen und Französischen Bücher, und nicht ein einziges von denen, die er zu finden erwartet hatte. Er blätterte die Musikalien durch; und es war nicht Ein Blatt darunter, das nicht die reinste Unschuld hätte spielen dürfen. Die Unschuld in ihrem Gesichte entsprach dem allen; und doch stand ihm das Wort Schauspielerin noch immer entgegen. Die Pflegemutter lächelte einige Male, als sie ihn so emsig in den Büchern und Noten blättern sah; und auch dieses Lächeln schien ihm bedeutend.

Er kam oft wieder, und fand Karolinen jedes Mal in sehr einfacher Kleidung, entweder

bei weiblicher Arbeit, oder bei einem nützlichen Buche.

Nach und nach erfuhr er, welche Erziehung Karoline bekommen hatte, las sogar einige Briefe der Mutter an sie, und empfand nun die allergrößte Achtung für Beide. — Tochter und Mutter korrespondirten über die neue Bekanntschaft: jene verbarg ihrer Mutter nicht, was sie für den jungen Künstler fühlte; und diese entdeckte ihr, daß ihre Empfindung Liebe werden könnte. Die Pflegemutter bekam Verhaltungsbefehle, und erkundigte sich nun näher nach des Künstlers Leben. Alles, was sie von ihm hörte, war zu seinem Lobe; und über seine Liebe zu Karolinen blieb bald kein Zweifel übrig, da sie sich mit jedem Tage sichtlicher zeigte. Das war indeß ein Geheimniß zwischen der Mutter und der Pflegemutter.

Dürbeck liebte Karolinen mit großer Leidenschaft; er verbarg ihr aber seine Empfindungen, und zitterte vor der Zukunft, weil er schon wußte, welche entschiedne Abneigung sie und ihre Mutter gegen jede Verbindung mit Menschen über ihrem Stande hatten. Von seinem

Oheim befürchtete er kein Hinderniß; denn eben von dem war er ja zu seiner Denkart ohne Vorurtheile erzogen worden. Seine Mutter, glaubte er zuversichtlich, würde sich ergeben, sobald sein Oheim wollte; und Karolinens Abneigung gegen seinen Stand beruhete doch auf eben so falschen Gründen, wie der Stolz des Adels selbst: davon hoffte er sie zu überzeugen, sobald er ihrer Liebe gewiß wäre.

Das konnte er nun freilich nicht so leicht werden; denn Karoline that keinen Schritt ohne den Rath ihrer Mutter. Hätte sie ihrer Empfindung folgen wollen, so würde sie schon längst dem Jüngling ihre Liebe gestanden haben; sie trauete aber der Erfahrung ihrer Mutter mehr als ihrem eigenen Herzen. So liebten die beiden jungen Leute einander schon längst, sagten es aber nicht.

Ein alter Bedienter, der den Grafen Rollenhagen noch als ein Kind gekannt hatte und mit großer Treue an ihm hing, war auf der Reise der Begleiter des jungen Dürbeck, und hatte nebenher den Auftrag, den jungen Herrn zu beobachten, und dem Oheim, wenn es nö-

thig

thig wäre, Nachricht zu geben. Er schrieb jetzt an den Grafen: „der junge Herr ist sterblich verliebt in eine Schauspielerin, die sehr schön ist; und, wie ich aus manchen Aeußerungen von ihm schließen muß, hat er ernsthafte Absichten auf sie. Er ist fast den ganzen Tag bei ihr, zeichnet nicht mehr, liest nicht mehr, und thut weiter nichts, als daß er ihr Portrait mahlt und Verse an sie macht."

Der Graf erstarrte fast bei diesem Briefe. Eine Schauspielerin sollte seine Nichte werden! Auf einmal sah er mit Erschrecken, daß sein Neffe sich auf ihn selbst berufen und sagen konnte: hat er mich doch in den Grundsätzen, die ich jetzt befolge, erziehen lassen! — Eine Schauspielerin! sagte er mißmuthig, und ging im Zimmer auf und ab; wenn es noch ein Mädchen wäre, wie Wilhelmine! Aber eine Schauspielerin! Nein, das kann ich unmöglich zugeben. Der Geburtsstolz ist eine alberne Thorheit, die ich stärker hasse, als irgend jemand in der Welt, da sie mich um alle Freuden des Lebens gebracht hat; aber eine Schauspielerin: das ist zu viel gefodert!

Der Graf merkte nicht, daß sein Vorurtheil ihm jetzt nicht weniger einen Possen spielte, als vor achtzehn Jahren, und daß es noch sehr mächtig war, so gänzlich er es auch vernichtet zu haben glaubte. Er schrieb seinem Neffen, nach mancherlei Vorstellungen: „ich will deine Freiheit nicht beschränken; aber du darfst nie erwarten, daß ich dir meine Einwilligung zu einer Heirath mit einer Schauspielerin geben werde.“

Der Neffe antwortete: seine Geliebte sey keine Schauspielerin, und habe sogar in ihrem Leben erst drei Vorstellungen eines und desselben Stückes, Nicht mehr als sechs Schüsseln, gesehen. Nur mit diesem vortrefflichen Mädchen, der Tochter eines Mahlers, Nahmens Frank, könne er glücklich zu werden hoffen. Er freue sich, daß sein gütiger Oheim ihn in seinem Glücke nicht beschränken wolle; denn sonst würde er sich entschlossen haben, für den Besitz des Mädchens Alles in der Welt, nur die Tugend nicht, aufzuopfern.

Der Oheim ärgerte sich darüber, daß das Mädchen keine Schauspielerin war; aber —

heirathen sollte der Neffe es dennoch nicht. Er suchte Gründe für die Verweigerung seiner Erlaubniß, und mußte sich gestehen, daß mit eben den Gründen, die er seinem Neffen anführen wollte, jeder seiner Verwandten vor achtzehn Jahren von ihm hätte fodern können, Wilhelminen und sein Glück aufzugeben. Jetzt gestand er sich zum ersten Male halb und halb, daß auch er, wie tausend Andere, wie seine Schwester, noch an dem Geburtsstolze hange. Aber, dachte er zu seiner Beruhigung: wie hätte ich denn verlangen können, daß mein Neffe ohne dieses elende Vorurtheil erzogen werden sollte, wenn es auch mich noch beherrschte! Er schrieb seinem Neffen: „ich verachte das Vorurtheil unsrer Geburt so gut wie du; aber dennoch muß ich dir meine Erlaubniß, diesem Mädchen deine Hand zu geben, durchaus verweigern. Ich kenne die Unbesonnenheit der Jünglinge, die eine hübsche Larve für Tugend halten. Ein bürgerliches Mädchen, das einem jungen Edelmanne seine Hand verspricht, ohne die Einwilligung seiner Verwandten zu fodern, denkt und fühlt nicht fein genug, um jemals

meine Nichte werden zu können. Alle deine Versicherungen von ihrer Tugend gelten nichts gegen diesen auffallenden Beweis ihrer Hab- oder Rangsucht; und daher sage ich dir: sie wird nie deine Frau."

Der Graf verlor die Fassung gänzlich, als sein Neffe ihm antwortete: „wir sind völlig Eins, mein theurer Oheim. Ich würde mir die Hand meiner Geliebten gar nicht wünschen, wenn es sich so verhielte, wie Sie glauben. Sie kennt mich nur unter dem Nahmen Schütz, als einen gänzlich unabhängigen Mahler. Bis jetzt hat sie mir ihre Hand noch nicht versprochen, und ich ahne nur, daß sie mich liebt. Kommen Sie selbst, mein theurer Oheim, und prüfen Sie das Mädchen. Können Sie dann nur Einen Zug an ihr finden, der nicht die höchste Vollkommenheit bezeichnet, so verspreche ich Ihnen feierlich, daß ich sie aufgeben will. Nur muß ich Sie bitten, Ihren Rang zu verbergen; denn dieses theure, seltne Mädchen hat einen Grundsatz, vor dem ich zittre: den, sich nie in ein näheres Verhältniß mit einem Menschen von höherem Stande einzulassen.

Ich fürchte, daß sie meine Hand ausschlagen wird, wenn sie erfährt, wer ich bin. Uebrigens ist es mein fester Entschluß, für den Besitz des Mädchens Alles in der Welt aufzuopfern, und, wenn es seyn muß, mich nie wieder anders zu nennen, als Schütz."

Nun war der Oheim aus allen seinen Außenwerken vertrieben. Er ließ, ohne seiner Schwester etwas von dem Vorgefallenen zu sagen, Pferde bestellen, und reiste nach A***, wie der junge Dürbeck erwartet hatte. Der Oheim und der Neffe geriethen in einen heftigen Wortwechsel, der sich von Seiten des Ersteren damit endigte, daß er ganz kalt sagte: „nun wohl! so enterbe ich dich!" Der Neffe erwiederte eben so kalt: der Verlust Ihrer Liebe geht mir nahe; aber Ihr Vermögen gar nicht. Ich bitte, sehen Sie das Mädchen nur einmal; und Sie werden es nicht mehr seltsam finden, daß ich eine Krone für ihr Herz hingeben würde.

„Wie? Die Tochter eines Handwerkers, Frau von Dürbeck? Nimmermehr!"

Eines Künstlers! Aber, wenn sie auch die

Tochter eines Handwerkers wäre — Sie selbst, lieber Oheim, lehrten mich, nicht zu fragen: wer war dein Vater? sondern: wer bist du?

Der Graf blieb dabei, er enterbe den Neffen. Nun, sagte dieser, ich werde dennoch nie vergessen, daß Sie mein Wohlthäter waren. Selbst jetzt verdanke ich es ja Ihnen, daß ich mit stolzer Fröhlichkeit sagen kann: ich bin arm.

„Junger Mensch," sagte der Oheim zornig: „ich werde dich wohl noch zwingen können, deinen Nahmen zu ehren; ich werde Mittel finden, die listige Betriegerin zu bestrafen!"

Jetzt flammten die Augen des jungen Dürbeck von stolzem Feuer. Herr Graf, sagte er, die Bande zwischen uns sind zerrissen. Wagen Sie es nicht, Ihre Drohungen zu erfüllen! Ich würde eine Unschuldige, auch wenn ich sie nicht liebte, gegen Sie in Schutz nehmen. Jetzt entsage ich freiwillig Ihrem Vermögen, und dem Nahmen, den sie als entehrt betrachten, wenn die Tugend ihn führt. Ich gehe auf der Stelle zu meiner Geliebten. Wenn meine Hoffnung kein Traum war, so ist sie in einer Stunde meine Gattin; und dann soll

man wenigstens das Weib eines muthigen Mannes in ihr ehren.

Er nahm den Hut, und eilte zur Thür hinaus; sein Oheim folgte ihm. Mit funkelnden Augen stürzte er zu Karolinen in das Zimmer, und rief mit Leidenschaft: Karoline, ich liebe Sie unaussprechlich, und habe den Muth, für Sie, für Ihr Glück Alles zu thun, selbst zu sterben. Sie kennen, hoffe ich, mein Herz. Ich kann Sie nicht überflüßig, doch nothdürftig, ernähren; aber eine unaussprechlich reiche Liebe und ein Leben ohne Sünde biete ich Ihnen an. Jetzt heiße ich Schütz; sonst hieß ich Freiherr von Dürbeck, und war der Erbe dieses Mannes, des Grafen von Rollenhagen. Ich weiß, Sie haben beschlossen, Ihre Hand nur einem Manne zu geben, der von Ihrem Stande ist. Das bin ich, das war ich schon längst; ich habe das Vorurtheil nie gekannt, das diesen Mann so hart, so ungerecht macht. Mein Pinsel soll uns ernähren. O, liebste Karoline, stoßen Sie ein Herz nicht zurück, das Sie innig lieben und verehren wird!

Der Graf stand so erstaunt da, wie Karo-

line. Die schöne Unschuld in ihrem Gesichte, und die Aehnlichkeit mit Wilhelminen, die eine verborgene Saite seines Herzens so mächtig anschlug, machten ihn milder. Sie sagte mit sanftem Tone: „mein Herr, ich habe eine Mutter, ohne deren Willen ich gar nichts thun kann. Was ich fühle, darf ich Ihnen sagen. Ich liebe Sie; und wenn Ihr Stand uns trennen muß, so . . ." Sie wendete sich ab, um die Thränen, welche aus ihren schönen Augen drangen, zu verbergen.

Trennen muß? rief Dürbeck. Welcher Stand? Karoline, soll denn der Stand mehr gelten als unser Herz? dieser Stand, der mich immer drückte? Nein, ich habe die Fesseln abgeworfen. Lassen Sie uns zu Ihrer Mutter gehen. Sie entscheide, ob wir unglücklich seyn sollen, weil ich einen Nahmen habe, den ich nie gebrauchte, und dessen ich, um glücklich zu seyn, nie bedurfte. Ich beschwöre Sie, sogleich mit mir zu Ihrer Mutter zu reisen, daß sie entscheiden kann, ob ich glücklich seyn soll, oder nicht.

„Und Sie sind unabhängig?" fragte sie, mit einem Blick auf den Grafen. — Vollkom-

men, antwortete Dürbeck. Dieser Mann wird Ihnen die Bestätigung geben. Ich habe feierlich seinem Vermögen entsagt, und wiederhole noch einmal: selbst wenn der Ausspruch Ihrer Mutter mich zu einem freudenlosen Leben verdammt, selbst dann entsage ich meinem Nahmen und allen den Hoffnungen, die er mir geben könnte. Mein Oheim weiß, ob auf mein Wort zu bauen ist. Sie sehen, ich bin unabhängig, Karoline. Lassen Sie uns reisen!

Karoline besann sich einige Augenblicke; dann sagte sie: „wohl! ich reise noch heute zu meiner Mutter. Bis dahin aber leben Sie wohl."

Der Graf hing mit finsteren Augen an Karolinen, und suchte die sanften Empfindungen in seiner Brust zu unterdrücken, vermochte es aber nicht, da der Anblick des Mädchens mit unbegreiflicher Gewalt auf ihn wirkte. Er stand unentschieden da. Endlich erleichterte ein Seufzer seine Brust, und er fragte: „Also du bist fest entschlossen, Neffe?" — Entschlossen um jeden Preis! — „Und deine Mutter?" — Ich werde ihr schreiben und sie um ihren Segen bitten. — „Karl, ich verlange nicht von dir,

daß du deinen Vorsatz ändern sollst; ich kenne dich, und weiß, daß es vergeblich seyn würde. Aber darum bitte ich: sprich deine Mutter! Vielleicht . . . Sie reisen, Mademoiselle. Wohin?" — Nach H***. — So geht ihr Weg an Rollenhagen vorbei. Haben Sie den Muth, dort die Mutter des jungen Menschen zu sprechen? Sie sollen wieder abreisen, sobald Sie wollen; und ihre Entschlüsse bleiben dieselben."

Karoline, der es freilich sehr unangenehm war, mit nach Rollenhagen zu gehen, willigte dennoch ein, um ihren Geliebten zu prüfen. Als sie nachher überlegte, fand sie freilich ihren Entschluß sehr sonderbar, und wollte sich zurückziehen; indeß, da der Graf nicht aufhörte zu bitten, so saß sie schon nach einigen Stunden mit ihm, dem jungen Dürbeck und ihrer Pflegemutter im Wagen.

Als sie in Rollenhagen ankamen, führte der Graf sie auf sein Zimmer, und die Frau von Dürbeck empfing die Fremden sehr artig. So eben wollte der Graf anfangen, und so eben ergriff der junge Dürbeck die Hand seiner Mutter; da machte die Pflegemutter Karolinen auf

ein Portrait aufmerksam, das an der Wand hing. Karoline wurde blaß, und sah den Grafen unruhig an. Was ist Ihnen, mein Kind? fragte die Frau von Dürbeck. „O Gott!" rief Karoline ängstlich, und zeigte auf das Portrait: „das ist meine Mutter!" Der Graf sagte, noch ängstlicher: wie? Ihre Mutter? Unmöglich, mein Kind! Aber wie kommen Sie darauf?

Karoline zog ein Miniaturportrait ihrer Mutter aus dem Busen hervor, hielt es dem Grafen hin, und sagte noch einmal: „sie ist es!" Der Graf erkannte das Portrait auf den ersten Blick, da er selbst es Wilhelminen geschenkt hatte. Er wurde bleich, zitterte, taumelte in einen Stuhl, und sagte mit schwacher Stimme: Ihre Mutter? Es ist nicht möglich! — Jetzt sprang er wieder auf, faßte Karolinens Hand mit wilder Heftigkeit, und rief noch einmal: es ist nicht möglich! — Die Pflegemutter bestätigte es. Wer war Ihr Vater? fragte der Graf, und sah zitternd zum Boden. — „Der Mahler Frank." — Also war Ihre Mutter verheirathet? — „Mein Vater starb, ehe ich geboren wurde." — Wann sind Sie geboren? —

Karoline sagte ihm das Jahr und den Tag. Er legte einen Augenblick die Hand an die Stirn; dann stürzte er mit dem lauten Freudengeschrei: meine Tochter! meine geliebte Tochter! auf Karolinen zu, drückte sie an seine Brust, und überströmte sie mit Thränen.

Frau von Dürbeck wußte nicht, was sie aus der seltsamen Scene machen sollte, daß ihr Bruder eine angebliche Tochter in sein Haus brachte, um sie da erst zu erkennen. Indeß sie selbst benahm ihm alle Zweifel. Daß die Mamsell die Tochter deiner alten Geliebten wäre, sagte sie, hätte ich vorher beschwören wollen. Sie sieht ihr ja bis zum Erstaunen ähnlich. Aber wozu diese Komödie? Du wirst doch wohl keine Fremde nach Rollenhagen bringen, um sie für deine Tochter zu erkennen? — Wo ist deine Mutter, mein Kind? rief der Graf ganz außer sich. Gott im Himmel! wo ist meine Wilhelmine? Laßt anspannen!

Nur der Graf allein konnte sich das Räthsel erklären, und von ihm war nichts herauszubringen. Er küßte Karolinen, zerfloß in Thränen, und rief einmal über das andre nach dem

Wagen. Schon in einer halben Stunde setzten sich die vier Angekommenen hinein, und fuhren ab. Frau von Dürbeck, die zurückblieb, sann vergebens nach, was sie aus dem Allen machen sollte.

Die Reise ging ohne Unterbrechung fort, und nach drei Tagen kamen sie in H*** an. Der Graf sprang vor Wilhelminens Wohnung aus dem Wagen, riß ihre Thür auf, warf sich in ihre Arme, und rief in einem unbeschreiblichen Tone: Wilhelmine! Sie erkannte ihn sogleich an der Stimme. Es währte auch hier lange, ehe man unter dem Sturme der vielfachen Leidenschaften zu Erklärungen kam.

Wilhelmine legte ihrer Tochter und Dürbecks Hände in einander; dann sah sie den geliebten Grafen verlegen an. Er umarmte seine Tochter, und sagte zärtlich: gieb mir die Hand deiner Mutter; du wirst sie nicht vergebens bitten. Karoline lag an der Brust ihrer Mutter, und diese reichte weinend dem noch immer Geliebten die Hand.

Um achtzehn Jahre einer solchen Wonne, rief der Graf, hat mich meine eigne Schuld

gebracht! — „Ja," sagte Wilhelmine sanft; „achtzehn Jahre voll Sehnsucht und heimlicher Thränen gab mir mein vielleicht zu strenger Stolz. Ach, welche Stunden haben wir verloren!" — Du nicht, Wilhelmine, erwiederte er zärtlich; du hattest deine Tochter; ich aber nichts als das Bewußtseyn meiner Schuld.

Nach einigen Tagen reisten sie zusammen nach Rollenhagen. Der Graf erklärte seine Heirath mit Wilhelminen öffentlich; und als seine Enkel erzogen wurden, sagte er oft: ich bitte euch, bringt ihnen keine Vorurtheile bei! Ihr wißt nicht, wie groß ihre Stärke ist. Mir haben sie achtzehn glückliche Jahre gekostet!

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lafontaine, August Heinrich Julius,

Kleine Romane und moralische Erzählungen

Bd.: 4

Berlin 1804

P.o.germ. 784-4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10113361-6
VD18 15446018-001